

Wie und wieviel soll ein nervenkranker Mensch arbeiten?

Wieviel? Das läßt sich natürlich nicht so im allgemeinen, sondern eigentlich nur in jedem besonderen Falle für sich entscheiden, während sich über das „Wie“ schon mehr Allgemeingültiges sagen läßt.

Der Kranke soll in erster Linie mit Lust und Liebe schaffen, denn heißt es schon beim gesunden Menschen, daß das alle Mühe geringe mache, so ist das doch in sehr vermehrtem Maße bei den körperlich und seelisch Gehemmten der Fall, die sozusagen mit halbem Dampf arbeiten, denen die körperliche Anstrengung oft Schmerzen macht, und die die geistige Produktion häufig unter schweren Drücke vollbringen. Wie sollen sie denn das fertig bringen ohne Freude an der Sache, ohne eine große, gute Idee, an der sie sich aufrichten können? Professor Siltz sagt in seinem vorstehlichen Büchlein „Die Neurasthenie“ auch, daß „man sein Werk lieb haben müsse, und nicht nur arbeiten, um fertig zu werden.“ Arbeitet man so, so geschieht es mit Hast und innerer Unruhe, ohne Vertiefung in den Gegenstand, man möchte die lästige Aufgabe nur tunlichst bald abstoßen. Dementsprechend gelingt die Arbeit, besonders geistige, nicht so, wie sie sollte, und die Folge ist, daß die innere Freude und Befriedigung ausbleiben, gerade das, was das förderlichste und heilsamste Moment für den Leidenden bildet. Die Wirkung eines idealen Strebens, einer großen und guten Idee, einer reinen Freude

ja der, in dem behandelnden Arzte auch einen verständnisvollen Freund zu besitzen, einen frommen, ideal gerichteten Menschen, der nicht verkennt, daß oft Leiden des Gemütes, auch wohl des Gewissens, den körperlichen zugrunde liegen, daß keine Gesundheit des Leibes zu erreichen ist, solange die Seele krank und hinzieht, und der versteht, auf erlireren durch recht gewählte

zu halten. Er soll dem Kranken zeigen, daß er durch Weiterstreben für sich und Arbeiten für andere seinem Leben den rechten Inhalt geben muß, daß er seine Aufgabe nicht verkenne darf. Denn eine Aufgabe hat jeder im Leben, und die Leute, die da klagen, daß sie keine hätten, wollen sie gewöhnlich nur nicht ergreifen. Es gibt Persönlichkeiten in der Welt, von denen ein förmlicher Strom

von Kraft und seelischer Gesundheit ausgeht (schade, daß sie so selten sind!); sie sind immer, und als Ärzte und Seelsorger ganz besonders, Wohltäter der Menschheit, sie heilen und herrschen durch das Vertrauen, das ihre ganze Persönlichkeit sich erzwingt. Wer nicht das Glück hat, einen solchen Führer zu besitzen, muß sich selbst zu helfen suchen durch geeignete gute Lektüre, indem er die daraus gewonnenen Erkenntnisse verwertet und seinen Willen trainiert. Dies letztere ist für einen Kranken, der dies früher verübt hat und nun als solcher damit beginnen soll, eine furchtbar schwere, aber doch auch erreichbare Aufgabe; darum wohl ihm, wenn ihm eine helfende Hand dabei zur Verfügung steht. Eine alte Arbeitsregel lautet: „Ohne Hast, ohne Hast!“ Für den Kranken gilt nur das „Ohne Hast“, denn rasten soll er recht oft, sobald ihn Ermüdung dazu mahnt, nie sollte er darüber hinausgehen.

Ohne Hast zu arbeiten kann man sich angewöhnen. Nur zu oft arbeiten Nervöse, von innerer Unruhe getrieben, viel zu hastig, ohne Stetigkeit, ruckweise. Zu manchen Zeiten wird weit über die Kräfte geschafft, dann wieder lange abfolgt nichts getan; beides ist unrichtig und bringt zurück, anstatt zu fördern. Es heißt, weise haushalten mit seiner Kraft, zur rechten Zeit aufhören. Das Wieviel der Arbeit ist damit gegeben: Höre auf, wenn du ermüdet, ehe du erschöpft bist! Der erschöpfte Mensch schläft nicht, weil seine Nerven statt beruhigt, überreizt sind, — am nächsten Tage ist er dann zu gar nichts fähig; zudem setzt sich Erschöpfung gern in Aufregung um. Das kennt wohl jeder, der an schwereren Formen der Neurasthenie

Die Jagdgruppe am „Grossen Stern“ im Tiergarten zu Berlin.



Der Suberbusbrunnen von Professor von Achstrich.

ist ja eine weittragende, nicht hoch genug einzuschätzende, und trägt oft mehr zur Genesung bei, als die körperliche Pflege, als bloße Diätveränderung, gut Essen und Trinken, Wasserbehandlung und Medizineren allein, ohne seelische Unterstützung, was manche materialistisch denkende Ärzte bei Behandlung ihrer nervenkranken Patienten vergessen zu haben scheinen. Die geeignete Lebensweise und die richtige physische Beeinflussung sollen Hand in Hand gehen. Der nützlichste Zustand wäre

Kurmittel, auf letztere durch aufrichtigen Zuspruch und Hinweisung auf die rechten Ziele einzuwirken, der auf richtige Ablenkung und Tätigkeit hinführt und den Mut und die Zuversicht zum Leben beständig hebt, indem er die Hoffnung auf Genesung resp. Besserung nie schwinden läßt. Er sollte auch dahin wirken, seine Patienten mit Verhältnissen, die sich durchaus nicht ändern lassen, so zufrieden wie möglich zu machen, ihre Wünsche in den Grenzen des für sie Erreichbaren

unrichtig und bringt zurück, anstatt zu fördern. Es heißt, weise haushalten mit seiner Kraft, zur rechten Zeit aufhören. Das Wieviel der Arbeit ist damit gegeben: Höre auf, wenn du ermüdet, ehe du erschöpft bist! Der erschöpfte Mensch schläft nicht, weil seine Nerven statt beruhigt, überreizt sind, — am nächsten Tage ist er dann zu gar nichts fähig; zudem setzt sich Erschöpfung gern in Aufregung um. Das kennt wohl jeder, der an schwereren Formen der Neurasthenie

leidet. Wenn die ermatteten Muskeln und Nerven jagen: Jetzt haben wir genug", soll man diese Mahnung nie überhören, wenn es irgend in unseren Willen gegeben ist, sondern eine Pause völliger Ruhe eintreten lassen.

Der Umgebung des Patienten erwächst die ernste Pflicht, seine Ruhe, besonders die des Gemütes nach allen Kräften zu fördern. Ich halte es nicht für richtig, einen chronisch Kranken in guter Absicht über allerlei Vorgänge und Verhältnisse zu täuschen. Merkt er einmal etwas davon, so ist es um seine Ruhe künftig erst recht geschehen, denn er weiß nicht mehr, was er glauben soll. Nervenkranke sind ja durchaus geneigt, in innere Zwangslagen und Nötigungen zu geraten, sowie in ungebührlicher Abhängigkeit vom Urteil und den Stimmungen anderer zu leben. Eine gewisse Freiheit ist zur Ruhe unbedingt nötig. Es gibt Familien, in denen es den Angehörigen durchaus nicht an Teilnahme und Fürsorge fehlt, aber es heißt beständig zum Kranken: Tue dies und lasse jenes! Hat er eins getan, dann hätte er lieber das andere machen sollen, ist er ausgegangen, hätte er zu Hause bleiben sollen usw. Befindet er sich schlecht, so soll das stets die unmittelbare Folge fehlerhaften Verhaltens sein, wie ihm beständig unter Vorwürfen nachgewiesen wird. Das reizt und beunruhigt nur. Ist der Kranke nicht geradezu unvernünftig, so tun die Familienglieder am allerbesten, ein gewisses „laissez aller, laissez faire“ walten zu lassen.

Dann auch darf man seinem Patienten nie zu fühlen geben, daß er wenig leistet, seine Hilfe vielleicht wenig Wert für uns hat. Nein, nur das nicht! Das gibt einen so bitteren Stachel ins Herz dessen, der früher vielleicht alle Kräfte für uns eingesetzt hat, und dem es dann auch vorkommt, als sei alles vergessen, und er jetzt eine Last.

Wo die häuslichen Verhältnisse derart ungünstig sind, daß der Kranke aus seelischen Beunruhigungen und wohl auch Gewissenskonflikten nicht herauskommt, da sollte er unbedingt von Haus fort, und zwar so lange bis seine Nerven wieder ordentlich widerstandsfähig geworden sind. In den Verhältnissen, die ihn vielleicht zum großen Teil mit krank gemacht haben, kann er eine Genesung kaum erwarten.

Clara Dienert.

Die beiden Scheidegg.

Nach dem Französischen von Edgar Schmidt. (Schluß.)

Der „Lobredner des Meyringer Festes“ erschien alsbald, seinen Rundgang fortsetzend, auf der Schwelle, wo er einige Augenblicke stehen blieb, um seinen Ruhreigen für mich besonders nochmals vorzutragen, dann kam er auf mich zu und reichte mir mit heiterer Vertraulichkeit die Hand. Sein gutmütiges Gesicht strahlte vor Vergnügen. Seine Kleidung und sein ganzes Aeußeres verriet sichtlich die Absicht, das Alpenfest nicht durch sein Aeußeres zu verunzieren. Zu dem Zwecke war er mit einer offenen Bluse bekleidet, er trug einen umgeschlagenen Halskragen und ein lose gebundenes Halsstuch mit fliegenden Enden; den Kopf bedeckte eine schwarze Sammetmütze, in der Hand hielt er einen langen Gebirgsstock mit einem Gemshorn als Griff. Wenn man ihn so herausgeputzt sah, mußte man unwillkürlich lachen. Er aber, ohne sich im mindesten um die übrige Welt zu kümmern, nahm ein kleines Hirtenhorn, das er an einer scharlachfarbenen Kordel um den Hals trug, legte es an den Mund und blies darauf aus Leibeskräften.

„Das dient dazu,“ unterbrach er sich, „um unseren Herren ein Zeichen zu geben!“ darauf begann er von neuem, aber noch stärker als vorher zu blasen, bis die in größter Eile herzukommende Waga ihn im Namen des jungen Fräuleins beschwor, sofort mit dieser gräßlichen Musik aufzuhören.

„Nichts leichter als das, mein schönes Kind,“ erwiderte er und hielt wirklich in seinen musikalischen Vorträgen inne. „Ich bitte, Ihrer lebenswürdigen Schläferin zu versichern, daß ich ihren Befehlen stets

gewärtig sein werde. Niemals würde ich imstande sein, ihr einen Wunsch abzuschlagen.“

Unterdessen kam Alfred in diesem Augenblick unvermutet hinzu und wünschte uns beiden einen guten Morgen. Die Art seines Auftretens ließ nichts besonders Auffallendes vermuten.

„Ich habe einige Mähe,“ meinte er, „meinen Onkel zu bestimmen, uns zu begleiten, ich bin aber sicher, meine werten Herren, wenn Sie schon voraus gehen wollten, würde ich ihn leichter dazu bewegen, da er mich doch nicht ganz allein gehen lassen würde. Und dieses herrliche Fest!“ fügte er mit einem sehr bezeichnenden Blick auf mich hinzu, „ich lege in der Tat großen Wert darauf, daß er dabei ist.“

„Ich siehe ganz zu Ihren Diensten,“ erwiderte ich, „und wenn Sie es gern sehen, daß wir vorausgehen, so bin ich für mein Teil gern bereit, zu gehen.“

„Also vorwärts!“ rief sofort mit verdoppeltem Eifer der „Lobredner des Festes“. „Gehen wir also!“

Und ohne weiteren Verzug setzte er sich in Bewegung, während er von neuem mit voller Stimme seinen Ruhreigen erklingen ließ.

Der Morgen war wie der gestrige sehr schön, die Luft von einer entzückenden Frische und unvergleichlicher Reinheit; und sei es, daß meine Gedanken unter dem Eindruck dieses lachend heiteren Himmels eine weniger düstere Stimmung angenommen hatten, sei es, daß das Auftreten und das Wesen Alfreds alsbald mein Vertrauen zu seiner weiteren Handlungsweise oder meine Zuversicht in die Aufrichtigkeit seiner Absichten wiederhergestellt hatten, jedenfalls störte für den Augenblick nichts mehr meine Laune, nichts war mehr imstande, mir die goldige Pracht der Gebirgslandschaft wie mit einem Trauerflor zu verschleiern.

Nachdem wir die Nar auf der bedeckten Brücke, auf der die beiden Straßen von der Scheidegg und der Grimsel sich vereinigen, überschritten hatten, ließen wir Meyringer Hüte liegen; wir nahmen unsern Weg durch den Wald und gelangten geradeaus auf die kleine Wiese, auf der sich das graue Gemäuer von Neufst erhebt. Aber anstatt Föhnen, Felse und Glockengeläute und viel Volks, das er dort erwartete, bemerkte mein Gefährte nur einen jungen Mann, der sich bei unserer Annäherung rasch erhob und auf einem auf dem Rasen ausgebreiteten Taschentuch Pistolen, Kugeln und ein Pulverhorn . . .

Bei diesem Anblick traten plötzlich die Zeichen eines gewaltigen Schrecks auf seinem Gesicht hervor. Er schickte sich an weiter zu gehen, als der junge Mann nach einigem Zögern uns einige Schritte entgegenkam, mit förmlicher Verbeugung grüßte und durch eine Geberde die Absicht zu sprechen kundgab.

„Meine Herren,“ begann er, „Sie werden nur zu gut verstehen, daß es nicht meine Schuld ist, der ich keinerlei Beziehungen in diesem Lande habe und zudem verpflichtet bin, meinen Namen und meine Anwesenheit bis zu einem gewissen Punkte hier geheim zu halten, wenn ich vor Ihnen ohne Begleitung eines Freundes hier erscheine. Ich nehme mir deshalb die Freiheit, an denjenigen unter Ihnen, der noch nicht von meinem Gegner in Anspruch genommen ist, die Bitte zu richten, mir heute als Sekundant dienen zu wollen.“

Als mein Gefährte, der nicht wenig erschraf, als er einen so unerwarteten Vorschlag vernahm, mit seiner Antwort zögerte, erwiderte ich an seiner Stelle:

„Es ist das ein Dienst, der unter ansändigen, auf Ehre haltenden Männern nicht wohl verweigert werden darf. Ich begehe daher nicht den mindesten Zweifel, daß dieser Herr mit Vergnügen ein Amt übernehmen wird, dessen Pflicht aufs genaueste zu erfüllen, er ebenso wie ich selbst eifrig bestrebt sein wird.“

Auf diese Weise traf es sich, daß der „Lobredner des Festes“, mit seiner schwarzen Sammetmütze auf dem Kopfe und seinem den Volksbelustigungen der Alpenbewohner angepaßtem Ausputz, sich plötzlich vor die Auzgabe gestellt sah, als Zeuge in einem Duell einzuspringen, dessen Ursache und nähere Umstände er ebenso wenig kannte, wie die Bedingungen, unter denen es zustande gekommen war.

Mittlerweile tauchten am andern Ende der Wiese zwei Personen auf. Gleich, nachdem ich sie von fern bemerkt hatte, ahnte ich, daß etwas Unergewöhnliches zwischen ihnen vorgefallen sein müsse, seit wir den Gasthof verlassen hatten. Insbesondere mußte der Onkel davon unterrichtet worden sein, daß ihn an dieser Stelle ein Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern, die sich die Hand seiner Tochter streitig machten, erwartete. Zum mindesten zeigte er, obgleich ernst und zurückhaltend, keinerlei Ueberraschung, als er Friedrich bemerkte, während dieser, als er jenen auf der Bildfläche erscheinen sah, mit heftiger Bewegung zu mir sprach:

„Was soll dies hier, mein Herr? . . . verlangt man etwa, daß ich mich in Gegenwart von Mariens Vater schlagen soll?“

„Ohne Zweifel würde ich ihn an ihrer Stelle hier nicht dulden,“ erwiderte ich ihm.

Während wir jedoch diese Worte wechselten, bemerkte ich, wie Alfred selbst sich von seinem Onkel verabschiedete. Nachdem letzterer uns einen kühnen Gruß zugewinkt hatte, schritt er auf dem Fußweg weiter, bis er an dem alten Gemäuer angelangt war, hinter dem er unseren Blicken entschwand.

Alsdann wendete sich Alfred mit bleichem Gesicht und bewegtem Ton an seinen Gemner und sprach:

„Es ist mir sehr schmerzlich gemessen, mein Herr, Ihre Forderung anzunehmen, denn ich verhehle mir heute ebenso wenig als gestern, daß es weniger unter eigenes Schicksal ist, als das meiner Cousine, die ich so sehr schätze, das wir hier aufs Spiel setzen . . . Sei dem aber wie ihm wolle, ich muß anerkennen, daß die Lage, in der sie gegenwärtig steht, zwischen zwei Nebenbuhlern, von denen der eine, Sie, mein Herr, die Rechte einer erwiderten Liebe geltend macht, während der andere, ich, ihre Hand gesucht, gefordert und erhalten hat, eine durchaus unhaltbare ist. Es ist unter diesen Umständen unsere Pflicht, der Sache dadurch einen endgültigen Abschluß zu geben, daß einer von uns beiden Nebenbuhlern aus dem Leben scheidet. Ich bin daher meinerseits bereit, und ich erinnere Sie daran, daß ich gestern von der Annahme dieser Bedingung mein Einverständnis mit diesem Kampfe ausdrücklich abhängig machte, also ich bin bereit, ein Duell anzunehmen, das die Sicherheit eines solchen Ausganges gewährleistet, ich lehne andererseits jede Art des Duells ab, das nicht einen sicheren und unfehlbaren Abschluß garantiert.“

Friedrich gab ein Zeichen, daß er mit dieser Bedingung einverstanden sei.

Ohne weiter von dem „Lobredner des Festes“ zu sprechen, dessen zitternde Knie und Todesblässe zur Genüge bewiesen, welch grenzenlose Angst sich seiner bemächtigt hatte, so erinnere ich mich selbst nicht, in irgend einem Augenblick meines ganzen Lebens eine lebhaftere Erregung, eine schrecklichere Beirgung und eine fürchterlichere Unruhe empfunden zu haben. Wenn mich allerdings einerseits der Achtung gebietende und entschlossene Ton Alfreds angesichts so ernster Verhältnisse völlig unsicher machte in Bezug auf die veröhnlichen Absichten, die mich der Edelmut seines Charakters hätte erwarten lassen sollen, so daß ich einen schrecklichen Ausgang dieses Streites als unvermeidlich ansehen mußte, so fürchtete ich doch andererseits durch unzeitige Einmischung in eine Angelegenheit, die immer nur als eine zur Zeit zwischen zwei Gegnern schwebende Ehrensache angesehen werden konnte, das unumkehrlich eintreten zu sehen, was ich so gern verhindern wollte, wenn ich die Macht dazu gehabt hätte. Ich entschloß mich deshalb, indem ich überlegte, daß nach Lage der Umstände eine unmittelbare Gefahr nicht vorhanden sei, bevor wir die geladenen Waffen aus der Hand gegeben haben würden, mich in diesem Augenblick jeder Eindeutung auf das, was geschehen sollte, zu enthalten. Ich hob das Taschentuch mit allem was darauf lag stillschweigend auf und ging damit bei Seite, indem ich dem Festlobredner ein Zeichen gab, mir zu folgen. Während Friedrich seinen Ueberdross ablegte, und Alfred ruhig auf dem Platz, auf dem ich ihn verlassen hatte, stehen blieb, lud ich die Pistolen; nachdem ich dann meinem Gefährten dreimal empfohlen hatte, unter keinen Umständen die Waffe, die ich ihm

überließ, anzuhändigen, bevor er gesehen habe, daß ich die meine abgeben hätte, kehren wir zusammen zum Kampfplatz zurück.

Diesen Augenblick verließ ich in Ausficht genommen, um einen Vermittlungsversuch zu unternehmen. Als ich aber bemerkte, wie während der wenigen Augenblicke dieser feierlichen Ruhe ein milder und heiterer Ausdruck auf dem Gesicht Alfreds erschienen war, schlug mein Herz laut vor Freude, und bevor er noch ein Wort hervorgebracht hatte, war mir bereits sein ansehend so unerklärliches Benehmen vollkommen klar geworden; namentlich war ich nicht mehr im Zweifel darüber, wie er mit ebensoviel scharfsinniger Klugheit als edler Uneigennützigkeit nicht einen Augenblick außer acht gelassen hatte, seiner Cousine ein Glück zu bereiten, dessen Erfüllung wegen der andauernden Halsstarrigkeit seines Onkels und außerdem wegen der eiferfüchtigen Wut Friedrichs unmöglich geworden zu sein schien.

Als alles in Bereitschaft war, trat er an seinen Gegner heran und sprach:

„Sie werden entschuldigen, wenn ich mir jenen Vorschlag zu machen erlaube, mit dem ich vielleicht hätte beginnen sollen; wie Sie wissen, steht mir die Wahl der Waffen zu. Ich möchte nun diese Waffen, die unsere Sekundanten soeben heranzutragen mit anderen Waffen vertauschen, die, so nehme ich an, zu demselben Ergebnis in dieser peinlichen Angelegenheit führen werden.“

Während gleichzeitig seine schönen Gesichtszüge von einem treuherzigen Lächeln verklärt wurden, fuhr er fort:

„Was meinen Sie, wenn ich Ihnen die Hand derjenigen, die Sie lieben, überlasse, und Ihr Nebenbuhler als solcher verdamme, um für die Folge nur noch der Retter Mariens und gleichzeitig der Freund Friedrichs zu sein? . . .“

In diesem Augenblick war ich mitten durch Tränen hindurch, die meine Augen plötzlich füllten. Zuge einer Szene stürmischer und dankbarer Freudenbezeugung; zwei junge Leute lagen einander in den Armen; der Onkel kam hinzugelassen und wußte nicht, was er vor lauter Entzücken angeben sollte; der „Lobredner des Festes“ endlich, der angeichts des bevorstehenden Kampfes noch größere Herzangst ausgefanden hatte, als ich, ergriff, ebenjohr gerührt als berührt, mit der einen Hand diejenige Alfreds, während er mit der anderen, meinem Beispiel folgend, seine Pistole in die Luft entließ.

Mit Hochachtung vor Alfred erfüllt und zudem von einer ebenio aufrichtigen als lebhaften Freude durchdrungen, wie ich es war, hatte ich nur Sorge, die Gefühle, die mich beherrschten, in angemessenen Grenzen zu halten; ich erinnere mich, daß ich mich während jener ersten Augenblicke immer von neuem dem Eindruck einer unbändigen Freude hingab; ich ging auf und ab, sprang hin und her, ich umarmte der Reihe nach die eine oder die andere der Personen, von denen ich umgeben war; ich glaube, ich wäre jedem, den der Zufall in dieser Minute in die kleine Ebene von Muzit geführt hätte, unweigerlich in die Arme gefallen, um ihn gegen seinen Willen mit meinen Zärtlichkeiten zu überhäufen. Es ist das ja in der That eine Folge schöner und zugleich uneigennütziger Handlungen, die mit festem und hochherzigem Willen begonnen und schließlich mit dem Bewußtsein zu Ende geführt werden, daß etwas Großes und Gutes dabei herauskommt, und daß man der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, den Interessen anderer und den eigenen Neigungen Rechnung getragen hat, daß sie die Seele desjenigen, der ihr Zeuge ist, in den Taumel wonnigen Entzückens versetzen. Durch ein derartiges Schauspiel zum Bewußtsein seiner Freiheit und des ihm eigenen Edelmutes zurückgeführt, fühlt sich ein solcher Mensch in der That in seinem Gemüt erleichtert; nichts drückt ihn mehr, nichts hält ihn zurück, die Wonnen dieses köstlichen Behagens seiner Umgebung gegenüber in reichhaltiger Aneuerung einer ebenio aufrichtigen, als lebhaften Seligkeit kundzugeben. Es war in der That herrlich! Wir waren fünf Personen zur Stelle, die einen soeben noch durch anscheinend unlösliche Gegenätze in zwei Lager geteilt, die andern erst seit etwa vierundzwanzig Stunden flüchtig mit einander

bekannt und dennoch brachte es der Eindruck des soeben Erlebten zu Wege, daß eine plötzliche Glückseligkeit, eine warme Zuneigung, eine enge Freundschaft unsere Herzen einander näherte und miteinander verschmolz. Was noch mehr sagen will, der Lobredner des Meyringer Festes hatte Glockengeläute, Fanfaren, Ringkämpfer vergessen und Arm in Arm stiegen wir zusammen den Hügel hinauf, wie zwei alte Freunde, die sich von den Wohlthaten unterhalten, mit denen die Güte Gottes ihre nächsten Angehörigen überhäuft hat.

Bald waren wir wieder im Gasthause angelangt. Alfred war uns lachend vorausgeeilt, damit wir das Verlobungsfrüchtstück, das nach einem solchen Duell stattfinden muß, bereit finden sollten. Er hatte uns gleichzeitig gebeten, nichts von allem dem, dessen Zeugen wir soeben gewesen waren, verlauten zu lassen, bevor er selbst Zeit gefunden haben würde, seine Cousine auf diese Mitteilung vorzubereiten. Wie das aber bei solchen Verabredungen geht, bereiteten die allgemeine Freude, die Anregung, die fast glücklich zu machen, diesen schönen Plan. Die Rücksichten, die man zu nehmen übereingekommen war, erwiesen sich als überflüssig. Kaum war das junge Fräulein in den Speisesaal eingetreten, so erkannte sie schon an den Mienen, mit denen wir sie betrachteten, an der Freude, die das Gesicht ihres Vaters erhellte und vor allem an den Mienen und der Haltung Alfreds, was mittlerweile vorgegangen war. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, und weder die Aufregung ihres Vaters noch das plötzliche Erscheinen Friedrichs, der herbeigeeilt war, um sich ihr zu Füßen zu werfen, vermochten sie während der ersten Augenblicke davon abzuhalten, ihre rüchhaltigen Zärtlichkeiten demjenigen zuzuwenden, der ebenjohr durch sein edles Benehmen, als durch seine schützende Zuneigung am meisten dazu beigetragen hatte, alle ihre Wünsche zu erfüllen und ihr Glück zu sichern.

Am Abend, als der Mond aufgegangen war, ging ich mit Alfred an den Ufern der Ar spazieren. Er war traurig und die Unterhaltung flodde. Schließlich sprach er, als wenn er seine ganze Kraft daran gesetzt hätte, einen schmerzlichen Kampf zum Ende zu bringen: „So werde ich also Junggefelle bleiben!“

Verwandlungen.

Aus dem Französischen von Adele Reuter.

I.

Niemand vermochte die Krankheit zu errathen, die langsam an dem Leben Octavios von Sevilla zehrte. Zwar bißete er nicht das Bett und lebte in gewohnter Weise. Niemals kam eine Klage über seine Lippen und dennoch verfiel sein Körper zusehends mehr und mehr. Wenn sich die Aerzte, deren Rat einzuholen ihn die stete Sorge seiner Eltern und Freunde nötigte, nach seinem Befinden erkundigten, mußte er ein bestimmtes Leiden nicht anzugeben; die Wissenschaft vermochte keinerlei beunruhigende Krankheitsursachen an ihm festzustellen: Die Unterriehung seiner Brust ergab durchaus günstige reine Töne; der Arzt konnte, wenn er sein Ohr auf die Herzgrube legte, kaum irgend welche Unregelmäßigkeit entdecken, sein Herz schlug ganz normal. Er hustete nicht, er hatte kein Fieber, und doch nahm sein Körpergewicht ständig ab; sein Leben entfoh, wie es schien, durch eine jener unsichtbaren Spalten, an denen der Mensch, wie Terenz sagt, so reich ist.

Oft verursachte eine seltsame Anwandlung von Schwäche ein plötzliches Erblässen; Gesicht und Hände wurden kalt wie Marmor. Während einer Minute konnte man glauben können, ein plötzlicher Tod habe ihn erlöst; dann nahm sein Puls die für einen Augenblick unterbrochene Tätigkeit wieder auf und Octavio schien aus einem Traum zu erwachen. Man hatte ihn in die Bäder geschickt, aber auch die Kraft der Heilquellen hatte keinerlei Einwirkung auf sein Leiden ausüben können. Eine Reihe nach Neapel brachte ebenjohr wenig Erfolg; die sehr gerühmte Sonne des Südens war ihm dunkel erschienen, wie das Licht auf einem Holzschnitt Albrecht Dürers; die

Fledermaus, auf deren Flügeln jenes schreckliche Wort „Melancholie“ geschrieben steht, bedeckte ihm den azurblauen Himmel Neapels mit ihren dunklen schattenhaften Flügeln und flatterte stets zwischen ihm und dem Licht hin und her; ihm fröstelte an sonnigen Strände von Margelina, wo halbnackte Lazzaroni in der Sonne braten, bis ihre Haut jenen schillernden Bronzeglanz annimmt, wie ihn alte Denkmäler zeigen.

Octavio war deshalb in seine Wohnung in der Straße St. Lazaire zurückgekehrt und hatte dort seine alten Gewohnheiten wieder aufgenommen.

Dieses Heim war so fein ausgestattet, wie es eine Junggefellewohnung nur immer sein kann. Wie aber solche Räume mit der Zeit in der Regel das Aeußere und vielleicht auch die Ideen desjenigen annehmen, der sie bewohnt, so hatte auch die Behausung Octavios allmählich ein mehr und mehr trübeliges Ansehen angenommen. Der kostbare Damast der Vorhänge war verblaßt und ließ nur noch ein graues Licht hindurch; auf dem Teppich hoben sich die Pfingstrosenfräule nur noch unklar von dem weißen Grunde ab. Das Gold der Rahmen, die einige wertvolle Aquarelle und Skizzen bekannter Meister umfaßten, war allmählich rot geworden unter der ständigen Einwirkung des unvermeidlichen Staubes; das vernachlässigte Feuer schwand dahin und glühte nur noch unter der Asche. Die altertümliche mit Kupfer ausgeschlagene und mit Schildpatt verzierte Wanduhr verlangsamte ihre Pendelschwingungen, der Schlag der gelangweilten Stunden erklang matt, wie das Geflüster in einem Krankenzimmer. Die Türen bewegten sich leicht in ihren Angeln und die Schritte der seltenen Besucher waren kaum hörbar auf dem Plüsch der Läufer. Fröhliches Lachen getraute sich nicht in diese stillen, kalten und dunklen Räume einzubringen, in denen im übrigen nichts von dem fehlte, was der moderne Luxus zu bieten vermag.

Johann, der Diener Octavios, schlich, ein Kissen unter dem Arm oder ein Teedrett in der Hand, wie ein Schatten in den Zimmern umher. Er hatte, ohne es zu merken, von der Schwermut des Ortes angesteckt, nach und nach seine fröhliche Lebhaftigkeit ganz verloren. — An den Mauern hingen als sichtbare Zeichen einer besseren Zeit große Lederhandschuhe, Gesichtsmasken und Nappiere. Man sah es ihnen an, daß sie seit Jahren nicht angerührt worden waren. Bücher, die in die Hand genommen und wieder hingeworfen worden waren, bedeckten Tische und Sessel, als wenn Octavio beabsichtigt hätte, durch mechanisches Lesen eine fixe Idee einzuschläfern. Ein angefangener Brief, dessen Papier bereits vergilbt war, und der seit Monaten seiner Vollendung zu harren schien, lag wie ein stummer Vorwurf mitten auf dem Schreibtisch des Arbeitszimmers. Obgleich bemohnt erschien die Wohnung verödet. Es fehlte ihr das warm pulierende Leben; wer nicht umhin konnte, sie zu betreten, mußte sich erst an den unangenehmen modrigen Geruch gewöhnen, der ihm aus diesen Räumen entgegen wehte, ein Geruch, wie ihn ein jeder verspürt, der aus irgend einem Grunde genötigt ist, der Deckung eines jahrelang verschlossenen Grabgewölbes beizuwohnen.

In diesen düsternen Räumen, in die der Fuß eines weiblichen Lebens niemals einzutreten gewagt hatte, fühlte sich Octavio woher als irgendwo sonst. Diese durch nichts gestörte Ruhe, diese erste Abgeschlossenheit, dieses Verlassensein beagte ihm; das heitere Treiben des geräuschvollen Lebens stieß ihn ab, obgleich er ab und zu gewalttame Anstrengungen machte, sich von neuem in dasselbe hinein zu stürzen; stets kam er trauriger gestimmt zurück, wenn er, von seinen Freunden gedrängt, einmal einer Theatervorstellung beigezogen, einen Ausflug mitgemacht oder eine Einladung zu einer Abendgesellschaft angenommen hatte; er war nicht der Mann, gegen den geheimnisvollen Schmerz, der sein ganzes Sein beherrschte, mühtig anzukämpfen, im Gegenteil, er überließ sich ihm mit der Gleichgültigkeit eines Menschen, der die Sorge für den andern Tag Anderen überläßt. Er machte keine Pläne, da er nichts mehr von der Zukunft erwartete; stillschweigend hatte er sein Leben Gott befohlen in der Erwartung, daß er ihn eines Tages erlösen werde. Wer sich jedoch unter Octavio eine abgekehrte, hohläufige Gestalt mit erdsäher

Gesichtsfarbe, mit enträtkelten Gliedern, kurz und gut einen sogenannten Todesstandboten vorgefellt hätte, der würde sich sehr getäuscht haben; höchstens einige braune Flecken unter den Augen, einige gelbe Schatten in den Augenhöhlen und etwas starke bläuliche Adern an den Schläfen hätte man zu entdecken vermocht. Nur das warme seelenvolle Aufleuchten der Augen hätte man vergebens gesucht, Willenskraft, Hoffnung und Verlangen waren ihm gänzlich abhanden gekommen. Dieser erstorbene Blick und dieses jugendliche Gesicht bildeten einen auffallenden Gegensatz, der einen peinlicheren Eindruck machte, als das abgemagerte Gesicht eines Schwermkranken mit seinen in heftigem Fieber entbrannten Augen.

Octavio war, bevor er in solcher Weise abstumpfte, das, was man einen hübschen Jungen zu nennen pflegt, gewesen, er war es im gewissen Maße noch: volle schwarze Haare fielen in üppigen Locken seideweich und glänzend zu beiden Seiten seiner Schläfen herab; seine großen sammetglänzenden dunkelblauen Augen, von langen gebogenen Wimpern eingefasst, brannten oft in feuchtem Glanz; in der Ruhe, wenn keine Leidenschaft sie beherrschte, zeigten sie jene gleichgültige Gelassenheit, die man an den Augen der Orientalen kennt, wenn sie auf der Terrasse eines Kaffees in Smyrna oder Konstantinopel nach Genuß ihres Pfeifchens ihren Mokka schlürfen. Seine Gesichtsfarbe war niemals gesund gewesen; sie hatte jene südlichen Farben, deren fahles Olivenbraun nur bei Licht seine volle Wirkung ausübt. Seine Hand war zart und dünn, sein Fuß schmal und gewölbt. Er kleidete sich gut, ohne der Mode vorauszuweilen oder gar ihr zögernd zu folgen und verstand es überhaupt, seine natürlichen Vorzüge zur richtigen Geltung zu bringen. Obgleich er durchaus nicht den Ehrgeiz besaß, als Dandy oder Gentleman angesehen zu werden, so würde er doch, wenn er sich zum Eintritt in irgend einen Jockey-Klub gemeldet hätte, keine abschlägige Antwort erhalten haben.

Wie kam es nun aber, daß ein solcher Mann, der jung, schön und reich war und soviel Berechtigung hatte, glücklich zu sein, so elendiglich dahinniederte? Man wird geneigt sein, zu sagen, Octavio sei blaßiert, die modernen Romane hätten sein Gehirn mit ungesunden Ideen angefüllt, er glaube vielleicht an nichts, oder es seien ihm aus seiner Jugend und von seinem in tollen Degien verbrachten Vermögen nur Schulden übrig geblieben; alle diese Voraussetzungen würden der Wahrheit nicht entsprechen. Da Octavio sehr wenig Vergnügen mitgemacht hatte, konnte er unmöglich davon übersättigt sein; ferner war er weder schwermütig, noch überspannt, weder Gottesleugner noch liebedlich, noch war er jemals Verschwendler gewesen, sein Leben war bisher zwischen Studien und Zerstreuungen, wie bei andern jungen Leuten dahingeflossen; er sah den Vormittag über im Lehrsaal der Sorbonne, am Abend pflanzte er sich an der Treppe der großen Oper auf, um den Strom der vorbeirauschenden Toiletten zu bewundern. Er verkehrte weder mit Nähmädchen noch mit Herzoginnen, er gab sein Einkommen aus ohne am Gelde besonders zu hängen, sein Notar schätzte ihn; — er war demnach eine schlichte Persönlichkeit, unfähig sich in eine Gletscherpalte zu fügen oder mittelst Kohlendampf zu erstickn. Was die Ursache des ganz eigenartigen Zustandes anlangt, indem er sich befand, der selbst die Gelehrten der Heilkunde auf falsche Fahrten führte, so wagen wir es nicht, sie vorzubringen, so unwahrscheinlich klingt die Sache im Paris des neunzehnten Jahrhunderts; wir überlassen es unserem Helden sich selbst darüber zu äußern.

Da die gewöhnlichen Aerzte von dieser sonderbaren Krankheit anscheinend nichts verstanden, denn man war noch nicht soweit gekommen, die Seele in den Hörsälen der Anatomie unter dem Messer zu zergliedern, so nahm er schließlich seine Zuflucht zu einem Wunderdoktor, der sich lange Zeit in Indien aufgehalten und nach seiner Rückkehr von dort wunderbare Kuren ausgeführt hatte.

Octavio, der in diesem Seelendoktor einen ihm überlegenen Scharfblick, fähig, seine inneren Geheimnisse zu erschließen, ahnte, schien den Besuch des Doktors zu fürchten und nur auf die wiederholten

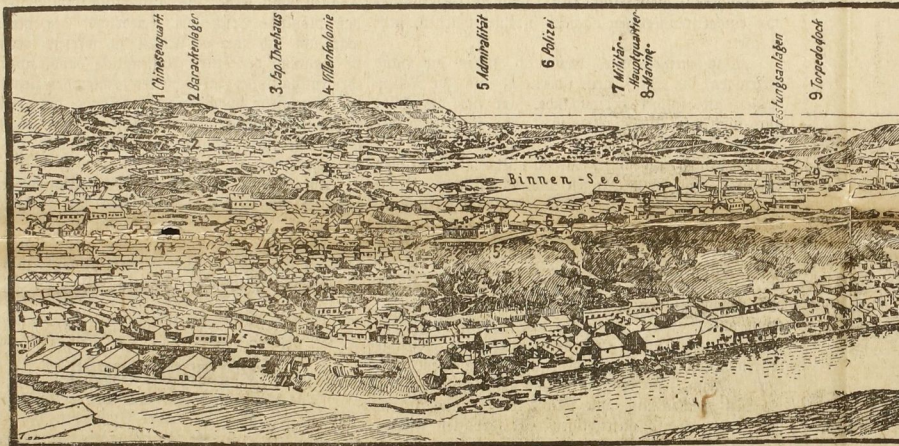
Bitten seiner Mutter willigte er schließlich ein, den Doktor Balthazar Cherbonneau zu empfangen.

Als der Wunderdoktor eintrat, lag Octavio auf einem Divan ausgestreckt. Ein Kissen stützte seinen Kopf, ein anderes seinen Ellenbogen, ein drittes seine Füße; eine leichte Bluse ohne Aermel umschloß in weichen Falten seine Glieder. Er las oder vielmehr er hielt ein Buch in der Hand, denn seine auf eine Seite gerichteten Augen waren nicht in Tätigkeit. Sein Gesicht war bleich, es zeigte jedoch, wie wir bereits gesagt haben, keinerlei besonders auffallende Erregung. Die sorgfältige Beobachtung wäre wohl kaum auf den Gedanken gekommen, daß irgend eine plötzliche Gefahr vorliegen könne bei diesem Kranken, dessen Kippstich einige Zigarrenstücken trug, anstatt der Arzneiflaschen, des Wärmemessers, der verschiedenen Tränkchen und anderen schönen Sachen, wie man sie im Krankenzimmer zu finden pflegt. Seine reinen Gesichtszüge hatten, obgleich sie den Eindruck der Abgespanntheit machten, fast nichts von ihrer Anmut verloren und abgesehen von der großen Schläffheit, hätte man glauben sollen, Octavio erfreue sich einer normalen Gesundheit.

Wie gleichgültig Octavio gegen alles auch immer war, das wunderliche Aussehen des Doktors überraschte ihn doch. Herr Balthazar Cherbonneau machte den Eindruck eines Menschen, der einem phantastischen

Wissenschaft und die Mühen des Lebens in tiefen Spuren, in leuchtenden Krabbenfüßchen, in Falten, scharfer gepreßt als die Blätter eines Buches, eingeschrieben standen, erglänzten zwei Augäpfel von türkisblauer Farbe, von einer ungläublichen Klarheit und Frische in jugenlichem Feuer. Diese blauen Sterne leuchteten aus braunen Augenhöhlen, die von konzentrischen Schleimbäuten gehalten wurden, deren fahle Kreise an die in Form einer Strahlentrone rings um den lichtgelben Augäpfel einer Nachtule sich ausbreitenden Federn entfernt erinnerten. Man hatte gesagt, der Doktor habe sich durch irgend welche Zaubermittel indischer Priester oder Gelehrten Kinderaugen gestohlen und in seinen Totenkopf einsetzen lassen. Bei diesem Greis hätte der Blick eher auf zwanzig, bei dem jungen Mann eher auf sechzig Jahre schließen lassen.

Die Kleidung war der klassische Anzug der Mediziner: Rock und Beinleid aus schwarzem Tuch, eine seidene Weste von derselben Farbe, auf dem Vorhemd trug er einen Diamanten, ein Geschenk irgend eines indischen Fürsten oder Nabob. Diese Kleider aber hingen ihm am Leibe, als wenn sie einem Holzgestell umgehängt wären, sie fielen in senkrechten Falten herab, sodas die Schenkel und Beinknoden in scharfen Winkeln hervortraten, wenn er sich setzte. Um diese auffallende Magerkeit herbeizuführen hatte die verzehrende Sonne Indiens allen jedenfalls nicht genügt. Ohne Zweifel



Panorama von Port Arthur.

Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ entsprungen ist und nun höchst erlaubt auf dieser Erde spazieren geht, um sich diese merkwürdige Schöpfung einmal anzusehen. Sein ungewöhnlich braunes Gesicht wurde fast erdrückt von einem gewaltigen Schädel, den der Mangel der Haare noch größer erscheinen ließ. Dieser fahle Schädel, glatt wie Elfenbein, hatte seine weiße Farbe beibehalten, während das den Sonnenstrahlen ausgefetzte Gesicht dank den fortgesetzten Einwirkungen von Luft und Hitze einen Ton angenommen hatte, wie altes Eichenholz oder wie ein verräuchertes Gemälde. Die Erhöhungen, Vertiefungen und Vorsprünge der Knochen traten in diesem Gesicht so kräftig zu Tage, daß das bischen Fleisch, was sie bedeckte, mit seinen unzähligen Nuzeln ausah, als ob man ein eingeweichtes Fell über einen Totenkopf gezogen hätte. Die wenigen grauen Haare, die noch am Hinterkopf vorhanden und in drei dünne Streifen vereinigt waren, von denen zwei oberhalb der Ohren und der dritte vom Nacken bis in die Nähe der Stirn hochgezogen war, ließen den Gebrauch einer antiken Zipselperrücke oder einer modernen Haartour aus Quacengras vermischen. Sie gaben diesem Nuzelnagergesicht eine geradezu komische Wirkung. Was den Doktor jedoch unwiderwärtig erscheinen ließ und für ihn einnahm, das waren seine Augen. Inmitten dieses vom Alter geerbten, unter der Gluthitze des indischen Himmels verfallten und in der Studierstube abgenutzten Gesichtes, in dem die Anstrengungen der

hatte Balthazar Cherbonneau sich dem langen Faltens der Fakire unterworfen, um sich ein für sein Gesicht erforderliches Ansehen zu geben; dieser Verlust von Substanz aber hatte ihm feinerlei Schwäche verursacht. Kräftige Muskelbänder, die über die Hände gezogen waren wie die Saiten über den Steg einer Violine, verbanden die entseelten Knochen der Glieder untereinander und gestatteten ihnen sich ohne allzu hartes Geräusch zu bewegen.

Der Doktor nahm Platz auf dem Stuhl, den Octavio ihm durch eine leise Handbewegung an der Seite des Divans anwies; er klappte zusammen wie ein Meterstock, den man einschlägt und zwar mit Bewegungen, die auf die langjährige Gewohnheit, sich auf der Strohmatten niederzukauern, schließen ließen. Also sitzend, wandte Cherbonneau den Rücken dem Licht zu, das voll auf das Gesicht seines Kranken fiel, eine für die Untersuchung günstige Stellung, die von Beobachtern, die mehr darauf aus sind zu sehen als gesehen zu werden, gern gewählt wird. Obgleich also der Doktor im Schatten saß und sein hoher Schädel, leuchtend und abgerundet wie ein Straußenei, kaum einen einzigen Lichtstrahl hindurchließ, fiel Octavio doch das Funkeln der wunderbaren blauen Augen auf, die mit eigenem Licht ausgefaltet zu sein schienen, wie phosphorescierende Körper; es schoß aus ihnen ein durchdringender und klarer Strahl, der den jungen Kranken mitten in die Brust traf wie jenes Gesicht des Pridelns und der Wärme, das durch ein Brechmittel erzeugt wird.

„Nun wohl, mein Herr“, begann der Doktor nach einer kleinen Pause, während der er die Ergebnisse seiner oberflächlichen Untersuchung zusammenzufassen schien, „ich sehe schon, daß es sich bei Ihnen nicht um einen gewöhnlichen Krankheitsfall handelt. Sie haben keine der landläufigen Krankheiten mit wohl-bekanntem Kennzeichen, die der Arzt bekämpft und beherrscht, und wenn ich einige Minuten mit Ihnen geplaudert haben werde, werde ich Sie schwerlich um etwas Papier bitten, um darauf eine schmerzstillende Formel niederzuschreiben, die ich mit einer unleserlichen Signatur versehen, damit sie Ihr Kammerdiener zur nächsten Apotheke trage.“

Octavio lächelte leicht, als wollte er Herrn Cherbonneau dafür seinen Dank aussprechen, daß er ihn mit überflüssigen und unangenehmen Mitteln verschonte. „Aber“, fuhr der Doktor fort, „freuen Sie sich nicht vor der Zeit darüber, daß Sie weder an krankhafter Herzerweiterung, noch an Lungenüberblähung, noch an Rückenmarkerverweichung, noch an Bluterguß im Gehirn, noch an typhösen- oder Nervenfieber leiden, es folgt daraus keineswegs, daß Sie gesund sind. Geben Sie mir Ihre Hand.“

Zu dem Glauben, daß Cherbonneau im Begriff sei, ihm den Puls zu fühlen und in der Erwartung, daß er alsbald seine Sekundennuhr hervorziehen werde, streifte Octavio seine Hemdärmel hoch, legte sein Handgelenk frei und hielt es mechanisch dem Doktor

zu sein, aus dem Leben scheiden. Es war höchste Zeit, mich zu rufen, denn der Geist ist nur noch durch einen Faden mit dem Leibe verbunden, aber wir werden alsbald einen Knoten in diesen Faden knüpfen.“ Und der Doktor rieb sich vergnügt die Hände, während er das Gesicht zum Lachen verzog, was einen förmlichen Ausbruch in den vielen Falten und Fältchen seines Antlitzes hervorrief.

„Herr Doktor, ich weiß nicht, ob Sie mich von meinem Leiden befreien werden, und ich habe Alles in Allem kein besondres Verlangen danach, aber ich muß gesehen, ich vermute, daß Sie im ersten Anlauf die Ursache des geheimnisvollen Zustandes, indem ich mich befinde, ergründet haben. Es will mir scheinen, als wenn mein Körper durchlässig geworden ist und das Leben wie ein Sieb das Wasser durch seine Löcher entweichen läßt. Ich fühle, wie ich in das große All zerfließe und ich habe Mühe, mich aus dem Element, in das ich untertauche, herauszuretten. Das Leben, dessen gewohnheitsmäßige Außerlichkeiten ich soviel in meinen Kräften sehe, erfülle, um meinen Eltern und Freunden keinen Kummer zu bereiten, scheint mir so weit ab zu liegen, daß ich oft glaube, aus der menschlichen Gesellschaft bereits ausgeschieden zu sein; ich gehe und komme aus Gründen, die mich früher bestimmten, deren mechanischer Antrieb noch weiter andauert, ohne jedoch an dem, was ich tue, irgend welchen Anteil zu nehmen. Ich setze mich

sehr jung dafür — hat Sie etwa ein Weib getäuscht?

„Nein, Herr Doktor“, erwiderte Octavio, „selbst dieses Glück blieb mir fern.“

„Und doch“, entgegnete Balthazar Cherbonneau, „lese ich in Ihren matten Augen, in der mutlosen Haltung Ihres Körpers, in dem schwachen Ton Ihrer Stimme den Titel eines Shakespeareschen Stückes so sicher, als wenn er in goldenen Buchstaben auf dem Rücken eines Saffianbandes eingepreßt wäre.“

„Und welches ist dieses Stück, das ich darstelle, ohne es zu wissen?“ fragte Octavio, dessen Neugierde gegen seinen Willen erwachte.

„Love's labour's lost“, fuhr der Doktor fort mit einer Reinheit der Aussprache, die einen langen Aufenthalt in den englischen Besitzungen Indiens verriet.

„Das heißt, wenn ich mich nicht irre, ‚Verlorene Liebesmühe.‘“

„Ganz richtig.“ (Fortsetzung folgt.)

Der neue Geschäftsführer.

Pariser Lebensbild von Th. Waldner.

Sie sind freilich noch sehr jung für diesen verantwortungsvollen Posten, Herr Ernest, aber ich habe nun einmal das Vertrauen zu Ihnen und hoffe, Sie werden als Geschäftsführer ebenso treu und gewissenhaft mein Interesse wahren, wie sie es seither als einfacher Kommis taten.“

„Sie sollen sich in mir nicht getäuscht finden, Herr Duboc; ich werde alles tun, um mir auch fernhin Ihre volle Zufriedenheit zu erhalten. Und was meine Jugend betrifft, so ist das ein Fehler, der sich mit jedem Tage bessert.“

„Gut, so wollen wir es denn probieren,“ entgegnete Herr Duboc, über die letzten Worte des jungen Mannes lächelnd.

Herr Ernest, ein sehr angenehmer, junger Mann mit liebenswürdigem Betragen und wahrhaft schöner Gesichtsbildung, war vor zwei Jahren als Kommis im Kontor des Herrn Duboc, eines reichen Fabrikanten, eingetreten. Hier entwickelte er einen Dienstfever, eine Hingabe ans Geschäft, die staunenerregend war. Herr Duboc bemerkte das umfomehr mit Wohlgefallen, als er kurz vorher mit neungagierten Leuten recht unangenehme Erfahrungen gemacht hatte.

Als nun kürzlich der alte Geschäftsführer mit dem Tode abgegangen war, da sagte sich der Chef, daß er wohl kaum einen besseren Nachfolger für den Verstorbenen finden könne, als eben Herrn Ernest. Und so hatte er ihm denn, wie wir eben hörten, die vielgeltende Stelle übertragen.

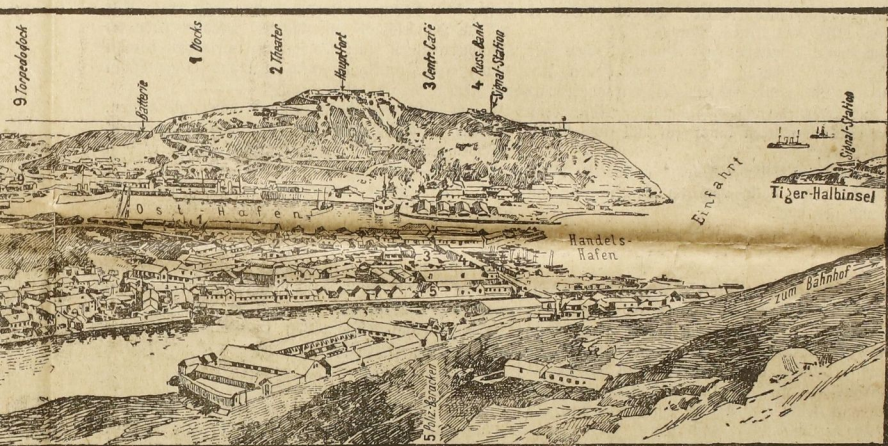
Im Laufe der Zeit erwies es sich, daß Herr Duboc keinen Mißgriff getan. Der neue Geschäftsführer schien sich vervielfältigen zu können, und es war in der Tat erstaunlich, daß Herr Ernest, der von zartem Körperbau zu sein schien, Kräfte genug besaß, um alle die zahlreichen Obliegenheiten zu erfüllen.

Herr Duboc belohnte die überaus rege Tätigkeit Ernest's durch ein glänzendes Salair, allein das schien ihm noch nicht genügender Ersatz dafür.

„Ich werde den jungen Mann in mein Haus ziehen,“ sprach er zu sich selbst. „Soviel ich bemerkt habe, lebt er allein für sich hin und meidet die Gesellschaft anderer junger Männer. Da wird es ihm erwünscht sein, wenn er sich an eine Familie anschließen kann.“

Zwar gibt es einige Bedenken Mimi's wegen,“ fuhr Herr Duboc nach einigem Nachdenken fort. „Mimi ist lebhaften Geistes, noch nicht achtzehn Jahre alt und sehr hübsch. Herr Ernest ist aber auch ein so schöner, junger Mann, sodas sich möglicherweise Mimi in ihn verliebt. Es wäre zwar kein Unglück weiter; einen besseren Schwiegerjohn könnte man sich ja kaum wünschen, und bei der Tüchtigkeit Ernest's hat es gar nichts zu sagen, wenn er auch kein Vermögen haben sollte.“

Herr Ernest erhielt also zunächst eine Einladung zu dem nächsten Sonntagsdiner. Er entfaltete dabei



rt Arthur. (Text siehe Seite 383.)

hin. Ohne jedoch mit dem Daumen jene raschen oder langsameren Schwingungen zu unteruchen, an denen man erkennt, ob das Uhrwerk des menschlichen Körpers etwa in Unordnung geraten ist, nahm der Doktor die abgekehrte, blaugeberte und schlaffe Hand des jungen Mannes in seine braune Rechte, deren knochige Finger Krebsfischer sehr ähnlich sahen; er befühlte, knetete und drückte sie derart, als wolle er sich in magnetische Verbindung mit dem Gegenstand seiner Beobachtung setzen. Obgleich Octavio sehr ungläubig in medizinischen Dingen war, konnte er es doch nicht verhindern, daß ihn eine gewisse ängstliche Unruhe besiel, denn es schien ihm fast, als wenn der Doktor ihm durch diesen Druck die Seele auspressen wollte; das Blut hatte plötzlich seine Wangen verlassen.

„Werter Herr Octavio“, sprach der Arzt indem er die Hand des jungen Mannes losließ, „Ihre Lage ist ernst, als Sie glauben, und die Wissenschaft, wenigstens die ärztliche Kunst, wie sie von altersher in Europa ausgeübt wird, vermag hier nichts. — Es fehlt Ihnen der Wille zu leben und Ihre Seele schleicht sich unmerkbar aus Ihrem Körper hinaus, es handelt sich bei Ihnen weder um Schmerz, noch um Trübniß, noch um Neigung zum Selbstmord. — Nichts von alledem! — ein seltener und merkwürdiger Fall. Sie würden, wenn ich dem nicht entgegenarbeitete, ohne irgendwelche wahrnehmbare innere oder äußere Verletzung, ohne eigentlich krank

zu Tisch zur gewöhnlichen Stunde, ich scheine zu essen und zu trinken, obgleich ich keinerlei Geschmack oder Befriedigung empfinde, selbst bei den auszerlesensten Speisen und den kräftigsten Weinen; das Licht der Sonne erscheint mir bleich, wie das des Mondes und die Lichter haben dunkle Flammen für mich. Ich friere an den wärmsten Tagen des Sommers, häufig überkommt mich eine große Ruhe, als wenn mein Herz nicht mehr schläge und das Näderwerk meines inneren Menschen aus einer unbekanntem Ursache still stehe. Der Tod kann nicht sehr verschoben sein von diesem Zustand, wenn er überhaupt für die Verstorbenen wahrnehmbar ist.“

„Sie leiden“, erwiderte der Doktor, „an einer andauernden Unmöglichkeit zu leben; es ist dies eine rein geistige Krankheit, die weit häufiger vorkommt, als man glaubt. Der Gedante ist eine Kraft, die töten kann wie Blausäure, wie ein elektrischer Funke aus der Ledenern Flasche, obgleich die Spur seiner Verheerungen nicht faßbar ist für die schwachen Mittel der Analyse, über welche die heutige Wissenschaft verfügt. Welcher Art ist der Kummer, der seine frumme Spitze in ihre Leber einbohrt hat? Von welcher Höhe geheimen Ergrizes sind Sie gebrochen und zerhlagen herabgefallen? Welch bittere Verzweiflung erfaßt Sie in Ihrer Unbeweglichkeit? Ist es der Durst nach Macht, der Sie quält? Haben Sie freiwillig auf ein außerhalb des menschlichen Horizontes gelegenes Ziel verzichtet? Sie sind noch

Gefichtsfarbe, mit enträthelten Gliedern, kurz und auf einen sogenannten Todesandbitten vorgeleitet hätte, der würde sich sehr geföhnt haben; höchstenfalls braune Flecken unter den Augen, einige weiße Schatten in den Augenhöhlen und etwas harte bläuliche Übermuth an den Schläfen hätte man zu entdecken vermocht. Nur das warme felehnolle Aussehen der Augen hätte man vergebens gesucht, Willenskraft, Hoffnung und Verlangen waren ihn gänzlich abhanden gekommen. Dieser erlörende Blick und dieses jugendliche Gesicht bildeten einen auffallenden Gegensatz, der einen peinlichen Eindruck machte, als das abgemagerte Gesicht eines Schwärzkranken mit seinen in beständigem Fieber enträthelten Augen.

Octavio war, bevor er in solcher Weise abstumpfte, das, was man einen fähigen Jungen zu nennen pflegt, gewesen, er war es im gewissten Maße noch; volle schmale Haare fielen in üppigen Locken lebendig und glänzend zu beiden Seiten seiner Schläfen herab; seine großen sammetglänzenden dunkelblauen Augen, von langer gebogenen Wimpern eingeföhrt, brannten oft in feuchtem Glanz; in der Nase, wenn seine Lebenskraft sie befeuerte, zeigten sie jene gleichgültige Gelassenheit, die man an den Augen der Orientalen kennt, wenn sie auf der Terrasse eines Palastes in Smyrna oder Konstantinopel nach einem Besuche im Harem schauen. Seine Gesichtsfarbe war niemals gelblich gewesen; sie hatte jene süßlichen Farben, deren fahles Ölweizenrot nur bei Licht seine volle Wirkung auslief. Seine Hand war zart und dünn, sein Fuß schön und gewöhnt, er kleidete sich gut, ohne der Mode vorauszuweilen oder gar ihre zögernd zu folgen und verständig es überhaup, seine natürlichen Vorzüge zur richtigen Geltung zu bringen. Obgleich er durchaus nicht den Höhepunkt besaß, als Dandy oder Gentleman angesehen zu werden, so würde er doch, wenn er sich zum Eintritt in irgend einen Jockey-Klub gemeldet hätte, keine abschlägliche Antwort erhalten haben.

Wie kam es nun aber, daß ein solcher Mann, der immer schön und reich war und soviel Ausrüstung hatte, plötzlich zu fern, so elendiglich dahinsiechte? Man wird geneigt sein zu sagen, Octavio liebt die modernen Romane, hätte sein Gehirn mit ungesunden Ideen angefüllt, er glaubte vielleicht an nichts, oder es sei ihm aus seiner Jugend und von seinen in tollen Dingen verbrachten Verweilen nur Schuppen übrig geblieben; alle diese Voraussetzungen würden der Wahrschheit nicht entsprechen. Da Octavio sehr wenig Vergnügen in gemäßigtem hatte, konnte er unmöglich davon überflüssig sein; ferner war er weder schwermüthig, noch überpennig, weder Gottesdiener noch Skeptiker, noch war er jemals Verächter gewesen, sein Leben war bisher zwischen Studien und Zerstreuungen, wie bei andern jungen Leuten dahingeflossen; er sah den Vormittag über im Gehirne der Sonne, am Abend pflanzte er sich an der Treppe der großen Oper auf, um den Strom der vorbeizustreichenden Toiletten zu bewundern. Er verkehrte weder mit Mädchen noch mit Herren, er gab sein Einkommen aus ohne am Gelde besonders zu hängen, sein Notar schätzte ihn; — er war demnach eine solche Persönlichkeit, unfähig sich in eine Gleichgültigkeit zu fügen oder mittelst Kognacgeist zu erstickern. Was die Ursache des solchen unangenehmen Zustandes anlangt, indem er sich befand, der selbst die Belehren der Wissenschaft auf solche Fährten führte, so magen wir es nicht, die vorzutragen, so unmaßstäblich wenig die Sache in Paris des neunzehnten Jahrhunderts; wir überlassen es unserm Heilmittel sich selbst darüber zu äußern.

Da die gewöhnlichen Mittel von dieser fonderbaren Krankheit nicht anscheinend nichts verstanden, drum man noch nicht fonnelt gekommen, die Seele in den Höhlen der Anatomie unter dem Messer zu zerlegen, so nahm er schließlich jene Zuflucht zu einem Wunderheiler, der sich lange Zeit in Indien aufgehalten und nach seiner Rückkehr von dort wunderbare Kuren ausgeführt hatte.

Octavio, der in diesem Seelenzustand einen ihm überlegenen Schicksal sah, seine inneren Geheimnisse zu erforschen, ahnte, sich den Besuch des Doktors zu fürchten und nur auf die wiederholten

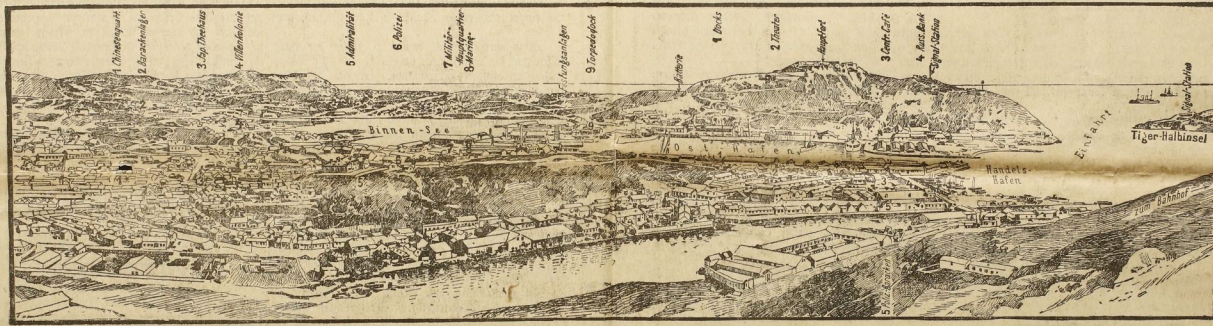
Bitten seiner Mutter willigte er schließlich ein, den Doktor Volkthar Cherbonneau zu empfangen.

Als der Wunderdoktor eintrat, lag Octavio auf einem Divan ausgebreitet. Ein Kissen stützte seinen Kopf, ein anderes seinen Ellenbogen, ein drittes seine Füße; eine leichte Mante ohne Kermel umschloß in weichen Falten seine Glieder. Er lag oder vielmehr er hielt ein Buch in der Hand, denn seine auf einer Seite gerichteten Augen waren nicht in Thätigkeit. Sein Gesicht war bleich, es zeigte jedoch, wie wir bereits gesagt haben, keinerlei auffallende Erscheinung. Die vorfällige Beobachtung wäre wohl kaum auf den Scheitel gekommen, doch irgend welche plötzliche Gefahr vorliegen konnte bei diesem Kranken, dessen blutthig einige Haarresten durch, anstatt der Armermalchen, des Barometerfäden, der verchiedenen Krankheiten und anderen schönen Sachen, wie man sie in Krankenzimmern zu finden pflegt. Seine rechte Gesichtshälfte hatten, obgleich sie den Eindruck der Abgelpantheit machten, fast nichts von ihrer Innuit verloren und abgeben von der großen Schläffigkeit und der unheilbaren Hoffnungslosigkeit des Auges, hätte man glauben sollen. Octavio erfreute sich einer normalen Gesundheit.

Wie gleichgültig Octavio gegen alles auch immer war, das wunderliche Aussehen des Doktors überredete ihn doch. Herr Volkthar Cherbonneau machte den Eindruck eines Menschen, der einen phantastischen

Wissenschaft und die Mühen des Lebens in ihren Spuren, in leuchtenden Kränzen, in Falten, in fächergerippten Seiten, erglänzte zwei Augenpaar von turkisblauer Farbe, von einer ungläublichen Klarheit und Frische in jugendlichem Feuer. Diese kleinen Leuchten aus braunen Augenhöhlen, die von konzentrischen Schleimhäuten gehalten wurden, deren fahle Kreise an die in Form einer Strahlenkronen rings um den leuchtenden Augapfel einer Madonnen sich ausbreitenden Federn erinnern. Man hatte geglaubt, der Doktor habe sich durch irgend welche Zaubermittel indischer Priester oder Gelehrten Kinnbarungen gehalten und in seinen Totenopfer eingegeben lassen. Bei diesem Greis hätte der Blick eher auf Zwanzig, bei dem jungen Mann eher auf fünfzig Jahre schließen lassen.

Die Kleidung war der klassische Anzug der Mediziner: Rod und Westfals aus schwarzem Tuch, eine feine Weste von derselben Farbe, auf dem Vorhagen trug er einen Diamanten, ein Geschenk irgend eines inländischen Fürsten oder Königs. Diese Kleider aber hingen ihm am Leibe, als wenn sie einem Holzgerüst umgehängt wären, sie fielen in senkrechten Fäden herab, jedoch die Schenkel und Beinhaken in fahnen Weisen hervorzuweisen, wenn er sich setzte. Um diese auffallende Magerheit herbeizuführen hatte die vergebene Sonne indiens allein jedenfalls nicht genügt. Ohne Zweifel



Panorama von Port Arthur. (Text siehe Seite 383.)

Märchen aus Tausend und eine Nacht" entfrungen ist und nun höchst erlaubt auf dieser Erde spazieren geht, um sich diese merkwürdige Schöpfung einmal anzusehen. Sein ungewöhnlich braunes Gesicht wurde fast erdrückt von einem gewaltigen Schädel, den der Mangel der Haare noch größer erscheinen ließ. Dieser fahle Schädel, glatt wie Ebenholz, hatte seine weiße Farbe behaltend, während das den Sonnenstrahlen ausgesetzte Gesicht durch den fortwährenden Einwirkungen von Luft und Dipe einen Ton angenommen hatte, wie altes Ebenholz oder wie ein verwittertes Gemälde. Die Erhöhungen, Vertiefungen und Vorpränge der Knochen traten in diesem Gesicht so lebhaft zu Tage, daß das bishien Fleisch, was sie bedeckte, mit seinen unangähigen Aussehen, als ob man ein eingeweichtes Fell über einen Totenkopf gezogen hätte. Die wenigen grauen Haare, die noch am Hinterkopf vorhanden und in drei dünne Strahlen vereinigt waren, von denen zwei oberhalb der Ohren und der dritte vom Nacken bis in die Nähe der Stirn hinflossogen war, ließen den Gebrauch einer antiken Zierperücke oder einer modernen Haarourne aus Quadragens vermessen. Sie gaben diesem Ausfandergesicht eine geradeu fonnliche Wirkung. Wenn der Doktor jedoch unüberwindlich erschienen lies und für ihn einnahm, das waren seine Augen. Damals dieses vom Hine gekehrten, unter der Gluthitze des indischen Himmels verfallten und in der Stauerliche abgenutzten Gesichtes, in dem die Anfrangungen der

hätte Volkthar Cherbonneau sich dem langen Falsen der Fackie unterworfen, um sich ein für sein Gesicht irrtüderisches Ansehen zu geben; dieser Verlust von Substanz aber hatte ihm keinerlei Schmade verursacht. Kräftige Muskelbänder, die über die Hände gezogen waren wie die Seiten über den Steg einer Wolke, verbunden die entstellten Knochen der Glieder untereinander und gehalten ihnen sich ohne alle äußere Unterstützung zu bewegen. Der Doktor nahm Platz auf dem Stuhl, den Octavio ihm durch eine feste Handbewegung an der Seite des Divans anwies; er klappte zusammen wie ein Meterfisch, den man einschlägt und zwar mit Bewegungen, die auf die längjährige Gewohnheit, sich auf der Strohmatte niederzusetzen, schließen ließen. Also sitzend, wandte Cherbonneau den Nacken dem Blick zu, was voll auf das Gesicht seines Kranken fiel, eine für die Unternehmung gänzlich Stellung, die von Beobachtern, die mehr darauf aus sind zu sehen als gesehen zu werden, gern gemächt wird. Obgleich die Stirn hochgeogen war, ließen den Gebrauch einer antiken Zierperücke oder einer modernen Haarourne aus Quadragens vermessen. Sie gaben diesem Ausfandergesicht eine geradeu fonnliche Wirkung. Wenn der Doktor jedoch unüberwindlich erschienen lies und für ihn einnahm, das waren seine Augen. Damals dieses vom Hine gekehrten, unter der Gluthitze des indischen Himmels verfallten und in der Stauerliche abgenutzten Gesichtes, in dem die Anfrangungen der

„Nun wohl, mein Herr“, begann der Doktor nach einer kleinen Pause, während der der Geist in nur noch einer flüchtigen Unternehmung zusammenzufassen schien. „Ich sehe schon, daß es sich bei Ihnen nicht um einen gewöhnlichen Krankheitsfall handelt. Sie haben keine der läublichen Krankheitszeichen mit wohlbekanntem Kennzeichen, die der Arzt betampt und beachtet, und wenn ich einige Minuten mit Ihnen fahle Kreise an die in Form einer Strahlenkronen rings um den leuchtenden Augapfel einer Madonnen sich ausbreitenden Federn erinnern. Man hatte geglaubt, der Doktor habe sich durch irgend welche Zaubermittel indischer Priester oder Gelehrten Kinnbarungen gehalten und in seinen Totenopfer eingegeben lassen. Bei diesem Greis hätte der Blick eher auf Zwanzig, bei dem jungen Mann eher auf fünfzig Jahre schließen lassen.“

Octavio lächelte leicht, als wollte er Herrn Cherbonneau dafür seinen Dank ausdrücken, daß er ihn mit überflüssigen und unangenehmen Mitteln versehen. „Aber“, rief der Doktor fort, „sagen Sie sich nicht vor der Zeit darüber, daß Sie weder an fränkischer Herzverwässerung, noch an Lungentuberkulose, noch an Rückenmarkverwässerung, noch an Blutergruß im Gehirn, noch an typhösen oder verentenen Leiden, es leicht daraus fernzusetzen, daß Sie gesund sind. Gehen Sie mit Ihre Hand.“

Im dem Glauben, daß Cherbonneau im Begriff sei, ihm den Puls zu fühlen und in der Erwartung, daß er alsdann seine Seelenwurde hervorzuheben werde, streifte Octavio seine Hemdärmel hoch, legte seine Handgelenke hin und hielt es mechanisch dem Doktor

zu sein, aus dem Leben scheiden. Es war höchste Zeit, mich zu rufen, denn der Geist ist nur noch durch einen Faden mit dem Leibe verbunden, aber wir werden alsdann einen Knoten in diesen Faden knüpfen.“ Und der Doktor rief sich vermigt die Hände, während er das Gesicht zum Nacken verzog, was einen förmlichen Ansturz in den vielen Falten und Fältchen seines Antlitzes hervorrief.

„Herr Doktor, ich weiß nicht, ob Sie mich von meinem Leben befehlen werden, und ich habe Alles in Allem kein besonderes Verlangen danach, aber mich erlösen, ich vermutete, daß Sie im ersten Augenblicke die Ursache des geheimnißvollen Zustandes, indem ich mich befand, ergründet haben. Es will mir scheinen, als wenn mein Körper durchlässig geworden ist und das Leben wie ein Sieb das Wasser durch seine Löcher entweichen läßt. Ich fühle, wie ich in das große All zerfliehe und ich habe Mühe, mich aus dem Element, in das ich untertauche, herauszuretten. Das Leben, dessen gewöhnlichsmäßige Anfruchtbarkeit ich soviel in meinen Kräften sehe, erhalte, um meinen Eltern und Freunden keinen Kummer zu bereiten, scheint mir so weit als zu liegen, daß ich oft glaube, aus der menschlichen Gesellschaft bereits ausgeföhren zu sein; ich gehe und komme aus Gründen, die mich früher bestimmten, deren mechanischer Antrieb noch weiter andauert, ohne jedoch an dem, was ich tue, irgend welchen Erfolg zu nehmen. Ich sehe mich

zu Tisch zur gewöhnlichen Stunde, ich scheine zu essen und zu trinken, obgleich ich keinerlei Geschmack oder Beizeidung empfinde, selbst bei den ausserordentlichen Speisen und den kräftigsten Weinen; das Licht der Sonne erscheint mir bleich, wie das des Mondes und die Wälder haben dunkle Flammen für mich. Ich friere an den wärmsten Tagen des Sommers, häufig überkommt mich eine große Kälte, als wenn mein Herz nicht mehr schläge und das Rückenwerk meines inneren Menschen aus einer unfehlbaren Ursache still liege. Der Tod kann nicht sehr verschieden sein von diesem Zustand, wenn er überhaupt für die Betroffenen nachnehmbar ist.“

„Sie leben“, erwiderte der Doktor, „an einer unbewunden Unmöglichkeit zu leben; es ist dies eine rein geistige Krankheit, die weit häufiger vorkommt, als man glaubt. Der Gedanke ist eine Kraft, die töten kann wie Malaria, wie ein elektrischer Funke von der Leinwand fliehet, obgleich die Spur seiner Verheerungen nicht sichtbar ist für die fchwachen Mittel der Analyse, aber welche die heutige Wissenschaft verfährt. Welcher Art ist der Kummer, der Ihnen weh thut, wenn Sie leben? Sind Sie getrieben und zerfahren hergehoben? Welch bittere Verweissung erweist Sie in Ihrer Unbegreiflichkeit? Haben Sie der Durl nach Macht, der Sie qual? Sie sind freiwillig auf ein außeracht des menschlichen Horizontes gelegenes Ziel verzichtet? Sie sind noch

sehr jung dafür — hat Sie etwa ein Weib geföhnt?“

„Nein, Herr Doktor“, erwiderte Octavio, „selbst dieses Glück habe ich nicht.“

„Und doch“, entgegnete Volkthar Cherbonneau, „lese ich in Ihren mattem Auge, in der mühsen Haltung Ihres Körpers, in dem fchwachen Ton Ihrer Stimme den Titel eines Ehepaarschicks Stüdes zu fider, als wenn er in goldenen Buchstaben auf dem Rücken eines Carthagenandes eingegrift wäre.“

„Und meldest du dieses Stüd, das ich dirtheile, ohne es zu milken?“ fragte Octavio, dessen Niedrigkeit gegen seinen Willen erwachte.

„Love's labour's lost“, fuhr der Doktor fort mit einer Weinheit der Ausdrucke, die einen langen Aufenthalt in den englischen Besigungen Indiens verriet.

„Das heißt, wenn ich mich nicht irre, Verlorene Eheeshmäh.“

„Ganz richtig.“ (Fortsetzung folgt.)

Der neue Geschäftsführer.

Pariser Lebensbild von Th. Waldner.
 Sie sind endlich noch sehr jung für diesen verantwortungsvollen Posten, Herr Ernel, aber ich habe nun einmal das Vertrauen zu Ihnen und hoffe, Sie werden als Geschäftsführer ebenso treu und gewissenhaft mein Interesse wahren, wie sie es leichter als einfacher Kommissar thäten.“

„Sie sollen sich in mir nicht getrautet finden, Herr Duboc; ich werde alles tun, um mich fernerhin Ihre volle Zufriedenheit zu erhalten. Und was meine Jugend betrifft, so ist das ein Fehler, der sich mit jedem Tage bessert.“

„Gut, so wollen wir es denn probieren“, entgegnete Herr Duboc, über die letzten Worte des jungen Mannes lächelnd.

Herr Ernel, ein sehr angenehmer, junger Mann mit hochwunderlichem Betrag und unermesslicher Geschäftsbildung, war von Herrn Duboc, dem fchwachen im Kontor des Herrn Duboc, eines reichen Kapitalanten, eingetreten. Hier entwidete er einen Dienstleister, eine Eingabe aus Gehalt, die faunenerzeugend war. Herr Duboc bemerkte das unwohlnehmend mit Wohlgefallen, als er kurz vorher mit neuengagierten Leuten recht unangenehme Erfahrungen gemacht hatte.

Als nun fursich der alte Geschäftsführer mit dem Tode abgegangen war, da hatte ich der Gei, daß er wohl kaum einen besseren Nachfolger für den Posten finden könne, als eben Herrn Ernel. Und so hatte er mich denn, wie wir Herrn Ernel, die vielgeliebte Stelle übertragen.

Im Laufe der Zeit erwies es sich, daß Herr Duboc keinen Mißgriff getan. Der neue Geschäftsführer schien sich vortrefflich zu fommen, und es war in der That erstaunlich, daß Herr Ernel, der von jactem Körperbau zu sein schien, Kräfte genug besaß, um alle die zahlreichen Obliegenheiten zu erfüllen.

Herr Duboc belohnte die überaus rege Thätigkeit Ernel's durch ein glänzendes Salair, allein das schien ihm noch nicht genügender Erlag dafür.

„Ich werde den jungen Mann in mein Haus ziehen“, sprach er zu sich selbst. „Somit ist bemerkt habe, lebst er allein für sich hin und meidet die Gesellschaft anderer junger Männer. Da wird es ihm ermunst sein, wenn er sich an eine Familie anschließen kann.“

„Was gibt es einige Bedenten Mimis wegen“, fuhr Herr Duboc nach einigen Wabenden fort. „Mim ist lebhaftes Geistes, noch nicht achtzehn Jahre alt und sehr hübsch. Herr Ernel ist aber auch ein so schöner, junger Mann, fahst sich möglichst mit mir; wenn er nicht so glücklich ist, so mag ich mich mit ihm verheiraten. Es wäre zwar kein Unglück mehr; einen besseren Schwiegerfohn konnte man sich ja kaum wünschen, und der Thätigkeit Ernel's hat es gar nichts zu fagen, wenn er auch kein Vermögen haben sollte.“

Herr Ernel erhielt also zunächst eine Einladung zu den nächsten Sonntagabenden. Er entfaltete dabei

so lebenswürdige Seiten, er zeigte eine solch' gute Erziehung und war überhaupt in jeder Beziehung so angenehm, daß alle seines Lobes voll waren.

Auf Mimi hatte der schöne, junge Mann einen tiefen Eindruck gemacht, und sie überließ sich ungescheut den daraus entspringenden Gefühlen. Der letztere Umstand mochte wohl daher rühren, daß Mimi fast mutterlos aufgewachsen war, ihr also in dieser Richtung die mütterliche Aufsicht fehlte und sie viel eher selbständig machte. Die Mutter war schon seit zehn Jahren tot — eine Tante leitete den Haushalt — und Herr Duboc hatte auch niemals Zeit gefunden, sich eingehender um das Herz seiner einzigen Tochter zu kümmern.

Mimi sagte sich also: ich liebe ihn, denn er gefällt mir überaus — was für unangenehme Folgen das vielleicht haben könnte, daran dachte sie weiter nicht.

Ernest erhielt fortan nicht bloß Einladungen zu den Dinern, sondern auch zu den gemeinschaftlichen Ausflügen, nach Versailles usw., sowie zu den Soireen und sonstigen Festlichkeiten in Herrn Dubocs Hause selbst. Er zeigte auch hier stets die besten gesellschaftlichen Manieren; seine Unterhaltung, seine Konversation (worauf man besonders in Frankreich großes Gewicht legt) war eine so vorzügliche, daß man ihn fast als Wunder anstaunte, indem es doch selten vorkommt, daß jemand im Gespräch so überaus tüchtig und zugleich auch ein so vortrefflicher Gesellschafter ist.

Gegen die anwesenden Damen war Ernest jederzeit höchst lebenswürdig, doch hielt er sich stets in gewissen Grenzen; keine konnte sich eines besonderen Vorzugs rühmen; er behandelte alle gleichmäßig und blieb auf diese Weise bei allen beliebt. Nur bei Mimi, als der Tochter des Hauses, war er galanter und erzeigte ihr möglichst viel Aufmerksamkeit, was auch die übrigen, angesichts der Tatsache, daß er ein Angestellter des Hauses war, ganz in der Ordnung fanden.

Was Mimi anbelangt, so fühlte sie sich durch diese ihr gewisse Anerkennung glücklich, denn sie liebte Ernest wirklich, obgleich derselbe eine spezielle Liebeserklärung noch nicht ausgesprochen, überhaupt wenn sich das Gespräch in intimere Regionen verlieren wollte, eine gewisse Reserve beobachtete.

Mimi konnte sich jedoch dadurch nicht verletzt fühlen, denn Ernest blieb auch in diesem Falle derartige, seine Gesellschaftskavalier.

Bei dem lebhaftesten Temperament der jungen Dame konnte dieser immerhin eigentümliche Zustand

nicht lange anhalten, sie wollte — gerade herausgesagt — wissen, woran sie war.

„Er ist entweder überhaupt zu schüchtern, um eine Liebeserklärung zu wagen,“ sprach sie zu sich selbst, „oder er besitzt kein Vermögen und unterläßt deshalb eine Werbung, weil er fürchtet, von Papa abgewiesen zu werden. Da wollen wir aber bald einmal fondieren!“

Bei passender Gelegenheit animierte sie also ihren Papa zu einem Zweigespräch.

„Lieber Papa,“ sprach sie ohne weitere sentimentale Einleitung, die ohnehin bei französischen jungen Damen weniger gebräuchlich ist, „weist Du auch, daß ich Herrn Ernest liebe und ihn gern heiraten möchte?“

„Was-a-s?“ antwortete der überraschte Papa, „seid Ihr schon so weit mit einander? Hat sich der junge Mann bereits erklärt?“

Denn daß ihn Mimi gern sah und ganz besonderes Interesse für den Geschäftsführer zeigte, glaubte er doch schon bemerkt zu haben.

„Einen Antrag hat mir Herr Ernest allerdings bis jetzt noch nicht gestellt,“ sagte Mimi. „Ich vermute, daß er kein Vermögen besitzt und darum so zurückhaltend ist. Ich glaube nicht, daß Du den Wünschen Deiner Tochter entgegen sein wirst, lieber Papa! Du bist reich genug und brauchst nicht auch noch einen reichen Schwiegerjohn. Willst Du Herrn Ernest nicht einmal gelegentlich mit Vorsicht ausforschen? Daß er mich ebenfalls liebt, darin setze ich nicht den geringsten Zweifel, aber ich erwühre es doch gern direkt aus seinem Munde.“

„Oh, hm!“ brummte Herr Duboc. „Das geht immerhin etwas schnell! Daß Herr Ernest kein Vermögen besitzt, glaube ich selbst, aber trotzdem wäre er mir als Schwiegerjohn willkommen. Nun, wenn es Dich glücklich machen kann, so will ich einmal mit ihm reden.“

„Ich danke Dir, lieber Papa,“ antwortete Mimi fröhlich, denn sie hatte doch ein Stillen wohl auf Widerstand gerechnet.

Herr Duboc empfing für seine Bereitwilligkeit einen feurigen Dankeskuß von der Tochter, dann eilte sie in ihr Zimmer.

„Dieser Ernest ist ein wahrer Zauberer,“ murmelte Herr Duboc kopfschüttelnd, nachdem er allein war. „Alle Herzen fliegen ihm zu, ich glaube ganz gewiß, daß unter den Damen, welche bei unseren Soireen anwesend sind, noch manche sich befindet, die ihn — gleich Mimi — ins Herz geschlossen hat! Fühle doch ich mich selbst, obgleich ich ein Mann bin, von seiner Person sympathisch berührt!“

Eine Gelegenheit, mit dem Geschäftsführer über den delikaten Punkt zu sprechen, zeigte sich bald. Als die beiden sich in Herrn Dubocs Extrakabinett einmal allein befanden, fragte Herr Duboc, indem er ohne weiteres auf sein Ziel losging:

„Sie sind jung, brav, arbeitsam, und tüchtig auf Ihrem Posten, auch nach den angestellten Beobachtungen sonst in jeder Beziehung ein vortrefflicher Mensch. Meine Tochter Mimi ist achtzehn Jahre alt, Sie gefallen ihr, und ihr Herzenswunsch wäre, Sie, mein Herr Ernest, zum Ehegemahl zu erhalten. Von ihrer verstorbenen Mutter besitzt sie hunderttausend Franks Mitgift, wozu dann später noch mein Vermögen kommt. Wenn Sie wollen und sich nicht anderweitig gebunden — was ich jedoch nicht glaube — dann sagen Sie „Ja“, und wir machen im Frühling Hochzeit!“

Der Geschäftsführer war bei diesen Worten totenbleich geworden. Dann sagte er tonlos:

„Sie waren also seither mit mir zufrieden, Herr Duboc?“

„Gewiß.“

„Bin ich stets meiner Pflicht ganz und voll nachgekommen?“

„Sie haben stets wie ein wackerer Mann auf Ihrem Posten gestanden.“

„Nun denn, so mache ich Ihnen — gleichviel, wie sich auch meine Zukunft dadurch gestalten mag — das Geständnis, daß ich nicht Ernest, sondern Ernestine heiße, kein Mann, sondern — ein Weib bin! Alle in das Handelsfach einschlägigen Studien habe ich absolviert, allein einer Verlon in Unterrocken bezahlt man vierzig Franks monatlich, während ich als Mann bei Ihnen das Achtfache bezog!“

Das Erstaunen Herrn Dubocs läßt sich denken. Er war tatsächlich wie aus den Wolken gefallen. Nachdem er sich einigermaßen gefaßt, richtete er dem „Geschäftsführer“ die Hand und sagte:

„Mimi's Gatte können Sie nun natürlich nicht sein, das versteht sich. Aber vielleicht könnten Sie sich entschließen, Mimi's zweite Mutter zu werden? Was meinen Sie dazu? Ist siebe in meinen besten Jahren!“

Der „Geschäftsführer“ schlug bei diesem unerwarteten Antrage die Augen nieder, wie es einer Dame zukommt. Dann bat er — aber sie vielmehr — sich Bezeit aus.

Auch bei Mimi bedurfte es geraumer Zeit, ehe sie sich von ihrer Ueberraschung zu erholen vermochte.

Vergleichen Sie
alle Angebote in Herrenkleiderstoffen
in Bezug auf Auswahl, Qualität und Preise,
dann kaufen Sie bestimmt bei

Christian Günther,
LEIPZIG-
PLAGWITZ
Postfach Nr. 62.
Bekanntestes
Tuch-Versandgeschäft.

Die Saison-Neuheiten sind eingegangen.
Fordern Sie mit 5 Pfg.-Karte kostenlose Zusendung von Mustern.

Sobald erschien die IV. Auflage der

Karte zum russisch-japanischen Krieg.

Maßstab 1:600000
in 8farbigem Druck, mit Umschlag. Größe 54x62 cm.
Preis 50 Pfennig.

Geographisches Institut
Wilhelm Greve
Berlin SW. 68, Ritterstrasse 50.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Kravatten-
fabrik
Blümer & Co.,
St. Louis,
Krefeld No 6.
Stoßmuster u. illust. Preisl. kostenfrei.

Tafelkuchbutter
feinste, 10 Pfg. pr. Pfd. 80 Pfg. Blumenbönig
46 Pfg. pr. Pfd. 5 Pfg. Butter u. 5 Pfg. Speig
M. 6.20. Junge, 1904er, Kegelhüner 16 Stk.
mit süßem Sahne M. 22.—
Fran Naeher, Truste, via Breslau

Illust. Preisliste über Hygien. Bedarfs-
artikel, patent. Neuheiten, sowie hoch-
interessante Bücher und Spezialitäten
versendet gratis und franko.
P. Rissmann, Magdeburg.

Tell-Tabak D. R. W.-Z.
58 308.
leichter goldgelber Förster-Tabak.
10 Pfund-Postbestell franco 4.50 Mark.
Ernst Aug. Wagenschneffer
Ges. r. 1875 Hannover-Linden 37. Gebr. 1875

Käufer
od. Teil-
haber

für Güter, Grundstücke, Fabriken,
Geschäfte aller Art, sowie Teilhaber
an jgg. wick. Kaufm. Unternehmen
erkufen Sie rasch und sicher, nur
durch das neue Amerikan. System
ohne Provision zu zahlen.
Verlangen Sie kostenfreie Offertenliste.
G. Schubert, Dresden, Marienstr. 10.
(Bestehen keine Anstalt.)

Pflege die Zähne mit
Tilit
anerkannt das feinste, anti-
septische Mundwasser der
Gegenwart.

PHONOGRAPHEN
GRAMOPHONE
MUSIKWAREN

Nur prima Fabrikate zu billigsten Preisen.
Illustrierte Preislisten gratis u. franko.
J. Ch. Detmering,
Hamburg 40
Musik-Instrumenten-Fabrikation, gegr. 1858

Achtung! Billige Musik! Achtung!
3hörige Harmonika nur 5 Mark

in wirt. vollkommener
bediegender Ausstattung,
Mit 70 Stimmen, 3 We-
stflügeligen, 10 Zäfen,
2 Doppelklappen, Doppel-
balg, offener Viadell-Blas-
blasier, ganz unübert. m.
Heldt-Stat. 2 Weistg-
halter, Brill. Beding,
fabrikelang haltb. Stim-
men, Harter, orgelähn-
l. Musik, Größe ca. 85 cm.
Mit 4 Register (abstich-
l. Register) rechner
50 Pfg. mehr.

Achtung! heißt bei mir
nur 5 Mk. für eine
3hörige Harmonika anzulegen brauchen, und nicht mehr
für diesen Preis, wie meistens bei der Konfir-
mation, wenn man sich nicht durch den geringen Nutzen bei einem kleinen Umsatz
möglich, dazu kommt, daß ich die Instrumente indes fällen so summengezielt herstellen ließ, wodurch
Sie die Garantie haben, eine in allen Teilen abdiegen gearbeitete Harmonika zu bekommen
welche Sie sich. Erwerben zu können werden wird, ansonsten ist auch bei im ed. Jahr 1894
1. Besten angebotene Harmonikas mit 3. 4 od. mehr Register
Warnung! Besten angebotene Harmonikas mit 3. 4 od. mehr Register
haben nur 2 1/2 Mk. Müst. besitzen also 2, 3 od. mehrere in die
Register, Besten mit Orig. Qualität, von feinsten Musikinstrumenten gratis und franko

Grossartig billig!
Weihnachts-Record-Rhyth. mit 6 Mannen nur 5,50 Mark.
Weihnachts-Gitarren-Rhyth. großes Format, nur 6,50 Mark.
Amoretten-Prehangel mit 16 Stahlharmoniken nur 7,50 Mark.
Zweiqualitäts-erste und zweite

Heinr. Suhr, Musik-Instrumenten-Fabrik in Neuenrade 3 (Westf.)

Vielen anderen erging es ebenso. Indefi können wir zum Schluß vermelden, daß sich alles zum Guten wandte.

Im nächsten Fasching fand eine große Doppelhochzeit statt. Wimi's Herz hatte bald einen Erlas gefunden für den nun einmal nicht erreichbaren „Herrn Ernest“, und der „Geschäftsführer“ folgte seinem seitherigen Chef als Gattin zum Traualter.

Vermischtes.

Das Panorama von Port Arthur. Wir bringen unseren Lesern auf Seite 380 und 381 ein Panorama der gesamten Hafen- und Stadlanlagen zc. Eine sehr enge Einfahrt von noch nicht 300 Metern verbindet die Riebe mit den Binnenhäfen, und zwar ist die Richtung des schmalen, westwärts von der Tiger-Halbinsel und östlich von den hochgelegenen Fortifikationen begrenzten Einfahrtsweges derartig beschaffen, daß der Hauptteil der eigentlichen Stadt vollkommen geschützt liegt. Namentlich westlich, wo sich auch die russische Flotte befand, haben spanische Granaten auf direktem Wege nicht einschlagen können. Ueber die Anordnung der jungen russischen Niederlassung mit den verschiedenen Forts, den Werftanlagen, den Offizierwohnungen usw., gibt trefflich unsere bestehende Zeichnung Aufschluß. Wir finden daraus, daß Port Arthur trotz seiner vollkommenen Baumlosigkeit doch auch seine malerischen Reize hat. Wenn die Häuser nicht so schmucklos wären, würde das Ganze, von der Höhe aus gesehen, mit den verschiedenen Bassins und dem Fernblick auf das Meer hinaus, geradezu ein wunderbares Bild darstellen. Das vordere Ufer des Port Arthurs hat aber natürlich eine Menge Uebelstände im Gefolge gehabt, namentlich solche, daß das Ganze ziemlich unregelmäßig gebaut worden ist. Von der Einfahrt aus gelangt man zunächst in den Handelshafen, von hier aus zweigen sich zwei Bassins ab, von denen das östliche zu Werftanlagen und zum eigentlichen Kriegshafen ausgebaut worden ist, während der andere Teil mit seinem seichten Wasser nur für kleinere Fahrzeuge befahrbar ist. Das als westlicher Hafen bezeichnete Wasserbecken befindet sich zur Zeit infolge von Verwundung noch nicht in dem Zustande, daß hier größere Kriegsschiffe mit entsprechendem Tiefgange ankeren können. Merkwürdig muß die Anlage der Eisenbahn, welche bekanntlich in Port Arthur endet, bezeichnet werden. Der Bahnhof liegt nämlich eingeschüßt vor Artilleriefeuer einer feindlichen Flotte an dem Weichsen. Besonders günstig plaziert sind natürlich die Zentralbehörden der Marine und der Militärhauptquartiere. Ueber ihre, wie über die Lage aller anderen wichtigen Gebäude zc. gibt die Zeichnung selbst Aufschluß; es sind darin die namhaftesten schriftlich kenntlich gemacht.

Im Papierboot über den Ozean. Aus Paris wird berichtet: Zu der Motorbootweilfahrt über den Atlantischen Ozean hat auch Baron de Bogan seine Teilnahme angemeldet, der vor kurzem eine Kreuzfahrt im Mittelmeer und in der Nordsee auf einer Motorbootfahrt eigener Erfindung aus komprimiertem Papier unternommen hat. Der Baron will ein ebenfalls solches Boot für die Weltfahrt bauen. Bis jetzt sind 23 Anmeldungen zu der großen Weltfahrt erfolgt.

Heiteres.

Schwierig. Wabstagerin: „Ihr Mann ist - Ihnen nicht tren, Sie müssen ihm auf Schritt und Tritt nachgehen.“
„Ja, er ist aber - Rennfahrer.“

Wink. Dattel: „Du wirst doch hoffentlich das Examen bestehen.“ - Student: „Arbeiten tu ich genug; wenn einen nur nicht immerfort die Leute, die Geld haben wollen, hören!“

Annötige Sorge. „Ich würde gerne singen - wenn nicht so viel Leute da wären!“ - „D singen Sie nur - es werden schon weniger werden!“

Zur Schritt halten! Richter: „Wenn Sie wirklich bis zur Kasse gekommen wären - die war mit Selbstschießern versehen!“ - Einbrecher: „Wah! Und ich hab' einen tüchtigeren Panzer angehabt!“

Profundes Ansehn. „Gestern Abend wurde hier dem Bankier Silberstein sein neuer Ueberzieher gefohlen. Was ihm am meisten beunruhigte, war jedoch nicht der Ueberzieher, sondern die Kassenöffel, die er darin hatte.“ - „Sein Wunder! Denn wenn jemand Einblick in seine Kasse bekommt, ist sein ganzer Kredit zum Teufel.“

Kredit-Schädigung. „Denk Dir, Marie, der Mayer scheint Bedenken zu haben; er hat mir die tausend Mark nicht geliehen.“ - „Siehst Du, jetzt hast Du's... er hat Dich jedenfalls im altmodischen Kleide geliehen.“

Audenreich. Der Präsur Struppig hatte eine Fühneraugenoptik erunden und brachte deshalb ein Schild an seinem Laden an, mit der Aufschrift: Fühneraugenwasser! Schon nach dreimaligem Gebrauche fehr Fühnerauge mehr! - Tage darauf hatte ein Enpkopgel durch Ueberreichen eines Buchstabens eine kleine Veränderung vorgenommen und nun hieß es: Fühneraugenwasser! Schon nach dreimaligem Gebrauche ein Fühnerauge mehr!

Lezte Hoffnung. „Ihre Frau haben Sie wohl bald geheiratet, nachdem Sie sie kennen gelernt hatten?“ - „Nein, erst habe ich noch mehrere Jahre in der Lotterie gespielt!“

Wats. Gendarm (zu dem auf der anderen Seite des Flußes gehenden Strah): „Halt, ich wuß Sie mitnehmen... können Sie schwimmen?“

Rästel-Ecke.

Logogriph

Mit d gkaut es,
Mit n fliegt es,
Mit l bindet es,
Mit t ist es in jedem Buch zu finden.

Rästel.

Sies mich von vorne und von hinten!
Zimmerfort bleib ich egal.
Auf dem Krenpplaz kamst du mich finden,
Schnell und behende wie ein Fal.
Auflösung erfolgt in nächster Nummer.

Lösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Zahlenrästel.

Vennos, Carotas, Drestes, Nestor, Argubigenia, Demeter, Argolis, Sotrates. - Leonidas.

Kopf-Rästel.

Fuß, Fuß, Fuß, Fuß, Fuß, Fuß, Fuß.

Geschäftliches.

Unsere Leser und Abonnenten möchten wir in ihrem eigenen Interesse zum bevorstehenden Weihnachtsfeste darauf aufmerksam machen, sich bei Bedarf von Ihnen und Schmuckfächer an das renommierte Versandgeschäft von Ernst Koch, Leipzig Nr. 4 zu wenden. Diese Firma führt bekanntlich nur gute Ware, verkauft sehr billig, und bringt in ihrer neuesten Preisliste so viele entzückende Neuheiten, daß niemand verweinen sollte, sich dieses reich illustrierte Preisbuch gratis und portofrei kommen zu lassen.

Das Weihnachtsfest rückt immer näher und näher und mit ihm die für viele Familien bedeutsame Frage des Schmuckens des Christbaumes. Während man denselben früher zumeist mit verfilberten und vergoldeten Nüssen und Kugeln sowie mit Pfefferkuchen belegte, ist man im Laufe der Zeit dazu übergegangen, die kunstgewerblichen Erzeugnisse der thüringischen Glasindustrie zur wirkungsvollen Dekoration zu verwenden. Diese wirklich reizenden Glaswaren erfreuen sich gegenwärtig einer derartigen Beliebtheit, daß man wohl selten einen Weihnachtsbaum findet, der nicht wenigstens einige Stücke dieses effektvollen Schmuckes aufweist. Unter den, speziell in Laucha in Sachsen-Meinungen anfertigen Fabrikanten ist einer der leistungsfähigsten und renommiertesten die Firma A. D. Wagner in Laucha. Derselbe bringt neben ihrer bereits äußerst reichhaltigen Auswahl auch in diesem Jahre wieder entzückende Neuheiten in prachtvoller, gelegener Ausstattung auf den Markt und zwar zu fabelhaft billigen Preisen. Welches Nennome diese Firma besitzt, geht daraus hervor, daß im Jahre 1903 allein über 2000 Kisten nachbestellt wurden. Wer daher für die glanzvolle Schmückung des Weihnachtsbaumes eine gute Bezugsquelle sucht, wende sich an genannte Firma. (Näheres siehe Inserat.)

Eine gute Bezugsquelle für Zigarren und Tabake ist auch die seit 1875 bestehende Firma Ernst Aug. Wagenischke, Hannover-Kinder 37, auf welche ich alle waghigen Wünsche aufmerksam machen möchte. Sämtliche Fabrikate sind vorzüglich und billig und deshalb in allen Ausverkaufsstellen sehr beliebt. 500 Stück Welt-Laud-Rolle Nr. 4 werden für 7.80 Mk., 1000 Stück derselben Sorte für 14.50 Mk., frei ins Haus gesandt. Sehr fruchtbar sind die großen, vollen Blätter, von welchen 300 Stück auch nur 10.00, 9.00, 10.00, 11.80 Mk. usw. portofrei kosten. Meine liefert die genannte Firma den 10 Pfd. Postbeutel Welt-Tabak D. M. W. 88808 zu 4.50, 6.50, 8.00, 10.00, 12.00, 15.00 Mk. frei ins Haus. An Aroma und Geschmack lassen diese Fabrikate nichts zu wünschen übrig, auch geht man bei Bestellung keinerlei Risiko ein. Nicht gefallenes wird nämlich gern umgetauscht oder gegen Rückgabe des Betrages zurückgenommen. Wer gerade Bedarf hat, wende sich an Ernst Aug. Wagenischke, Hannover-Kinder 37, er wird in Zukunft sicherlich viel Geld sparen, denn die Firma liefert gut und billig.

Musikwerke jeder Art
Grammophone, Phonographen, Polyphone, Drehinstrumente, Zithern, Violinen, Accordions, Lieferung nur erstklassiger Fabrikate in allen Preislagen gegen geringe Monatsraten.
Illustrierter Katalog No. 304 gratis und frei auf Verlangen.
Bial & Friend
Breslau II. Wren XIII.

44 Mk. Neue, beste, hoch-arbige Familien-Nähmaschinen für Schneider u. Hausarbeit, starke Bauart, mit Fußbetrieb, Verschlusskasten, allen Apparaten und Neuerungen mit Verpackung für nur **44 Mark.** 5 Jahre schriftliche Garantie, 6 Wochen Probezeit. Die selben Maschinen in feiner Luxusausstattung 47 Mk. und 52 Mk. Fachkennner taxieren die Maschinen meist auf 90 bis 100 Mk. Nichtgefallende Maschinen nehme auf meine Kosten zurück. Ring-schiff-, Schwingschiff-, Schuster-, Schneider-Maschinen sowie Wasch-, Mangel- und Wring-Maschinen stauend billig.
Frankfurter Nähmaschinen-Grossfirma **L. Braunschweiger, Frankfurt a. M. 31**
Hegelstrasse 14. Katalog gratis.
Versand nach allen Weltgegenden. Tausende von lobenden Anerkennungs-schreiben und Nachbestellungen. Berühmt durch Lieferungen an Mitglieder von Bahn-, Post-, Lehrern, Militär-, Kriegser-, Förster-, Werkmeister-, Staats- und Reichsbahn-Beamten, Ver-einen, Krankenhäusern, städtische An-stalten zc. Liefere schon neue Näh-maschinen von 27 Mk. an.

Selten-Gelegenheit!
Solange der Vorrat reicht!
Für nur 4 Mark =
6 Meter Damentuch
Doppelbreit, vorzügliche Qualität zu einem hocheleganten Costume in den Farben: blau, braun, grün, bordeaux, grau u. schwarz vers. geg. Postnachn.
Versandhaus 18.
A. Tenoort Wwe., Echoltz i. W.

Garantie für Güte. Preisliste frei.
Wilhelm Herwig in Markneukirchen i. S.
Welches Instrument gekauft werden soll, bitte angeben.

Clichés
in Autotypie und Strich-
ätzung liefert schnellstens
und billigst
Wilhelm Greve, Berlin SW.

Anzeigen finden in diesem Blatte weiteste Verbreitung!

Zu herrlicher Märchenpracht ersticht ein Weihnachtsbaum mit meinem weltberühmten **Wundervoll!!! Unvergleich!!!**
Glas-Christbaum schmuck
1 wirtl. geschm. Sortiment besserer mod. Sachen; **unübertroffene** Neuheiten in matter, echt verfilb., glitz. u. glänzender Ausführung, als **Brillantreflexe**, leuchtig überip. Kugeln, läuf. Glöckchen, **Trumpete m. Stimme**, Engel m. **Prisur u. bewegt. Glasflügeln**, Fantasiesachen, Perlen, Gispapen, Obst, **Luftballon**, Erdbeere, Melonen, **Tanzbar**, **Wolkappchen**, **Geldsack m. 50.000**, **Weihnachtsmann**, **Vogel mit natürl. Federn**, **Sünderhut**, **Spitze**, 1 reiz. **Blumenmädchen** zc. u. ca. **320 Stück** billigen Preis von nur **5 Mark.**
Zur gest. Weiterempfehlung füge 1 **Bisfiglas** mit **beweglichen Goldfischen** und 1 **Fruchtkorb**, garniert mit Früchten, gratis bei. ff. Sortimente bis 20 Mark.
E. Reinhard, Lieferant fürstlicher Höfe
in **Neuhaus am Rennweg** (Thür.) Nr. 51.
Größtes Geschäft der Branche am Platze.
1000 v. **Antifragilen**. Die Kisten wurden auf's **Wärmste** in 100 von Zeitungen empfohlen.
Zu Auftrag Ihrer **Hohheit der Frau Prinzessin** von Sachsen-Meinungen (folgt Bestellung.) Zu Auftrag Ihrer **kg. Hohheit der Frau Großherzogin** von Sachsen (folgt Bestellung). Da Ihrer **Durchlaucht der Frau Prinzessin** die Sachen sehr gefallen, bitte um **Ueber-sendung** noch 1 Kiste. **Schloß B.** - Vor 6 Jahren bezog ich ein **Sort. Christbaum schmuck** m. dem ich sehr zufrieden (folgt Bestellung.) **Prins v. Gelsen.** - Mehrere bef. Damen lieben sich Ihren **wirtl. überausenden Christbaum schmuck** senden, u. um meinen lieb. Angehörigen diese **Ueber-richtung** zc. **Beig.** Bitte mir noch 2 Kisten zu senden. **Waldwald.** Danke Ihnen für **erhalt.** **Sendg. Christbaum schmuck** und best. weit. 2 **Sort.** Habe Sie überall **warm empfohlen.** **Schreiber, Bodz. Rusl.**
FRÖHLICHE WEIHNACHTEN
Meine Kisten haben voriges Jahr so angeprochen, daß es unmöglich war, alle Aufträge zu erledigen. daher baldige Bestellung im eigenen Interesse.

